

*image
not
available*





32101 066406479

Friedrich

TIEFE FEUER

AP

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

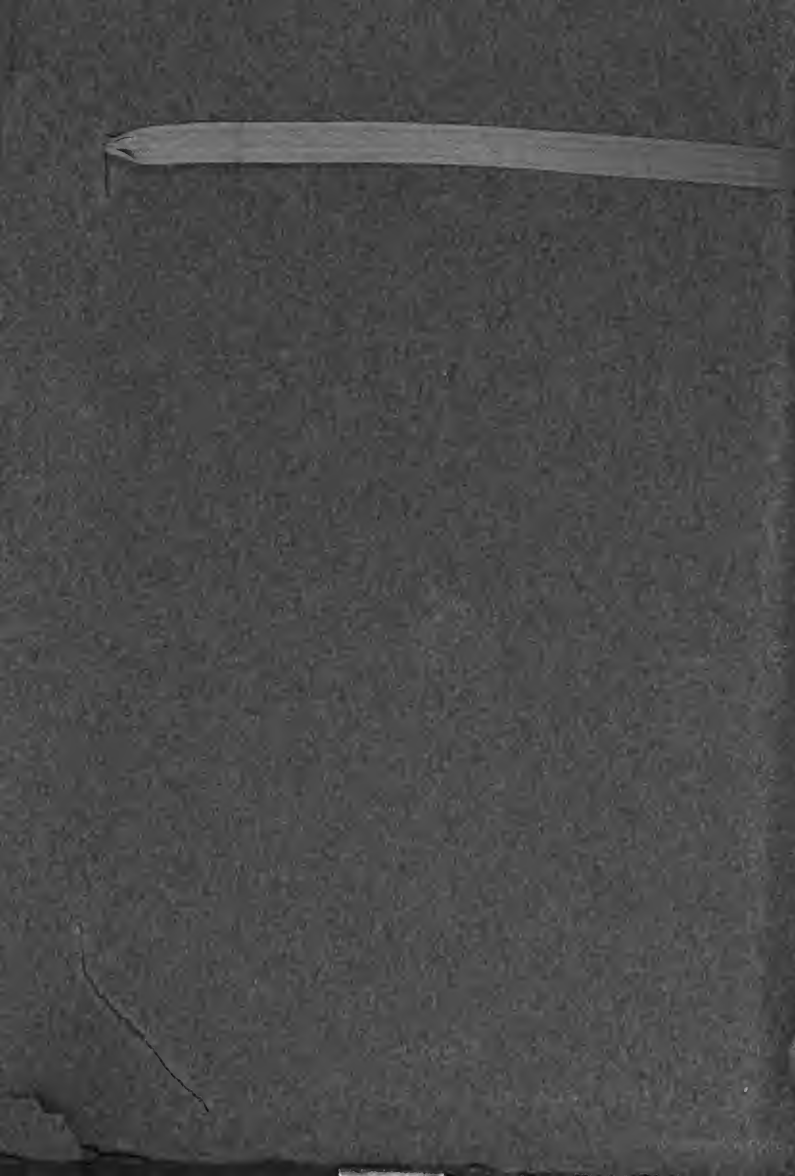
PAUL FRIEDRICH

—TIEFE FEUER—



Berlin

Verlag von Walter de Gruyter



Seiner Durchlaucht dem

**Prinzen Emil v. Schönaich-Carolath
auf Haseldorf**

in tiefster Verehrung zugeeignet.

Berlin, im Oktober 1905.

Der Verfasser.

Die Welt verzeiht Alles, nur das eine nicht,
Dass ein Mensch sich ernst nimmt, ohne
sich zu überschätzen.

De la Rochefoucauld

PAUL FRIEDRICH

= TIEFE FEUER =



BERLIN

VERLAG GÖSE & TETZLAFF, G. M. B. H.

Inhalts-Verzeichnis.

I.

1896—1905.

- | | | |
|---------------------------------|------------------------------|-----------------------|
| 1.* Ein Lied vom Leben. | 23. | } Lieder an die Eine. |
| 2.* Mittagsglast. | 24.* | |
| 3. Am Kalvarien. | 25.* | |
| 4. Parzen-Chor. | 26.* | |
| 5. Gebrochene Akkorde. | 27. | |
| 6. Das Leben. | 28.* | } Grossstadtellend. |
| 7.* Die still in ihrem Leid. | 29. Regennacht. | |
| 8. Rad und Siegel. | 30. | |
| 9. An die Einsamkeit. | 31. | |
| 10. Ignoro. | 32. Künstlerin und Weib. | |
| 11. Dämmerstunde. | 33.* An den Tod. | |
| 12. Träume. | 34. Ketten. | |
| 13. Karneval. | 35. Böser Traum. | |
| 14. Der neue Prometheus. | 36. Die Muse. | |
| 15. Sternenglaube. | 37. Von Träumen. | |
| 16.* Der Schmetterling. | 38. Keuschheit. | |
| 17. Fieber. | 39.* Sturm. | |
| 18. Ein quasi Epilog. | 40. Im März. | |
| 19.* Frühlingsmondnacht. | 41. Auf Otto Weininger †. | |
| 20. Schneesturm. | 42. Requiem. (Frau von S. †) | |
| 21. Nach langer Krankheit. | 43. Einer Jungfrau. | |
| 22. Vom Weibe und dem
Leben. | 44.* Fieberblumen. | |
| | 45. Herbstruf. | |

3443
196
39

554142

- | | |
|----------------------------------|------------------------------------|
| 46. Der Dichter an sein Herz. | 56. Mythe. |
| 47. Höchste Stunde. | 57. Strofen aus einer Mitternacht. |
| 48. } | 58.* Phantasie. |
| 49. } Eingebungen. | 59. Morgendämmerung. |
| 50. } | 60. Bergwanderung. |
| 51. } | 61. Nebel. |
| 52. } | 62. Am Quell. |
| 53. Das Leben unter'm Schicksal. | 63.* Ungeschriebene Lieder. |
| 54. Träume. | 64. Der Sohn der Kraft. |
| 55. Erwartung. | 65. Sehnsucht. |

Intermezzo: Das Königspilgerlied.

II.

1906.

- | | |
|-----------------------|--------------------------------|
| 1. Das Suchen Jakobs. | 8. Erlösung. |
| 2. Crucifixus. | 9. Den Untermenschen. |
| 3. Entgöttert. | 10. Der gefesselte Prometheus. |
| 4. An mein Kind! | 11. Sirenenang. |
| 5. Künstlerrache. | 12. Äon. |
| 6. Leidenschaft. | |
| 7. Den Namenlosen. | |

Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind bereits in Zeitschriften erschienen.



I.

1896—1905.

I. Ein Lied vom Leben.

Grausam zwingt es sein eisernes Joch
Auf deine müden Schultern nieder,
Wehrst du dich auch und bäumst dich hoch,
Immer drückt's dich zu Boden wieder . . .

Schlägst du nicht selbst, so wirst du geschlagen,
Dass dir das Blut in Strömen entfließt,
Willst du nicht sterben, darfst du nicht zagen,
Wenn du auch nie ein Ende siehst.

Aber zertrittst du die dumpfe Reu',
Blickst du dem Grauen fest entgegen,
Bleibst du dem Gott in dir selber treu,
Blüht dir's aus Siegen, rot und verwegen:
Leben ist Glück!



2. Mittagsglast.

Kornmuhme flirrt mit tödlich-heissem Munde
Durchs reife Korn und seine goldnen Fluten,
Der hohe Mittag brütet in der Runde,
Die Luft liegt ausgetrocknet in den Gluten
Schlummre nicht ein! Denn jetzt ist Zauberstunde,
Im Walde raunt der Sommer mit den Druden . . .
Die Sonne flammt wie eine tiefe Wunde,
Die Mohnen in den goldnen Feldern bluten . . .



3. Am Calvarien.

Am Calvarienberge liegt begraben,
Was wir einst als wünschenswert begehrt,
Was des Jünglings Feuersinn verzehrt,
Ohne seinen durstigen Geist zu laben.

Kelche, draus wir einst getrunken haben
Wahn und Wehe, die den Leib verheert,
Die wir einst als Göttliches verehrt,
Das uns schien vollkommen und erhaben.

Giftige Träume, die im Haupt gegoren . . .
Götzenbilder, die wir angerufen —
Die wir nach dem eignen Bilde schufen — —

Ueberdeckt von blassen Passifloraen
Liegt die Freude, der wir zugeschworen,
Vor des Kreuzes blutigen Leidensstufen.



4. Parzen-Chor.

Es träumen die Menschen,
Die törichten Träumer,
Von seligem, sonnigem,
Ewigem Leben — — —
Ihr Staub muss zerfallen,
Ihr Geist muss vergehen,
Denn Alles Irdische
Ist nur ein Hauch.
Nicht Liebe, die töricht
Von ihnen gepriesene
Fortzeugende Schwäche
Bewahrt ihr Gedächtnis,
Denn Mittel zum Leben
Ist Liebe und Brunst,
Nur jene, die kraftvoll
Sich selbst überragend
Das Leben zur Sklavin
Der Ewigkeit machen,
Vertausendfachen
Ihr flüchtiges Leben;
Sie leuchten als Genien

Dem Menschengeschlechte
Aus einem Jahrhundert
Ins andre hinein.



5. Gebrochene Akkorde.

Seltsam tönen
Von den Saiten
Früh vom Tod
Berührter Seelen
Jene nebelhaften Lieder,
 Jene wundersamen tiefen,
Schmerzgebrochenen Akkorde,
Die das Herz zu Tränen rühren.
Düstre, herbstlich öde Bilder
Eines frühverfehlten Lebens
Sind es, die wie graue Tage
Schleierhaft den Sinn belasten.
Gleichen einem Spätherbstabend,
Wo im weissen, dichten Flore
Geisterhafte Stimmen raunen,
Wo die Feuer in der Schmiede,
An der menschenleeren Strasse
Wie ein Höllenaugen glühen,
Wo das All zu sonderbarem
Fahlem Spukgebild verzerrt ist.
Seltsam tönen

Von den Saiten
Früh vom Tod
Berührter Seelen
Jene wundersamen Klänge



6. Das Leben.

In Schauen verloren die Strasse dahin
Zog ich mit munterem Wanderersinn.

Ein Hans der Träumer, ein Hans im Glück,
Klar war der Himmel und hell mein Blick.

Der Zukunft trauend schritt ich in Ruh
Dem nächsten Städtchen behaglich zu.

Da winkte mir eine schattige Bank
Zur kühlen Rast einen Augenblick lang.

Doch siehe, als ich ihr näher kam,
Ein seltsames Bild mich gefangen nahm.

Ein Frost durchzog mir Mark und Bein,
Du blindes Weib — — wer magst Du sein?

Ich hemmte langsam meinen Fuss
Und bot ihr schüchternen Pilgergruss.

Doch keinen Dank gab sie zurück,
Taub war ihr Ohr, blind war ihr Blick . . .

Sie tastete mit zitternder Hand
Und malte mit irrem Stock im Sand.

Was ist Das für ein Zeitvertreib,
Du blindes, wunderliches Weib??

Was baust Du da für eine Welt,
Die kaum geschaffen zusammenfällt?

Was mühest Du Dich in Sand zu schreiben?
Der Wind verwehts, es wird nicht bleiben,

Wozu??? Da hob sie das Haupt empor
Und seufzend klang es an mein Ohr:

Jüngling, Du strebst, auch ich muss streben —
S' ist mein Beruf, ich bin das Leben --!!!



7. Die still in ihrem Leid.

Die still in ihrem Leid um andere bluten,
Das sind nicht Uebermenschen, deren Grösse
Nichts ist als eine einzige nackte Blösse,
Das sind die Edeln, sind die wahrhaft Guten.

Sie wollen nichts als Nebenmenschen sein,
Sie häufen nicht erschlagner Feinde Scharen,
Um mit Gewalt ihr grosses Sein zu wahren,
Ihr Mein ist Liebe und in Liebe Dein.

Sie wollen keinen Dank, wenn sie sich geben,
Sie werden reicher nur, je mehr sie bringen,
Die braucht Ihr wahrlich nicht mit List zu zwingen,
Durch Opferbringen doppeln sie ihr Leben.

O selig, die in anderen sich erlösten,
Die still in ihrer grossen Liebe bluten,
Das sind nicht nur die Edeln und die Guten,
Wie matt klingt solches Lob! Das sind die Grössten!



8. Rad und Siegel.

Die Gottheit gab mir Rad und Siegel,
Ich lernte nur dem Rade traun
Und mochte in den tiefen Spiegel
Des Grundes dieser Welt nicht schaun.

Ich flog auf allzuflüchtgem Rade
Durch Zeit und Raum, durch Zeit und Raum,
Nie kamen meines Wanderns Pfade
An eines letzten Ufers Saum.

Da fiel mein Blick auf jenes Siegel,
Das lange meinem Sinn entrückt;
Ich sah in einen tiefen Spiegel,
Des hehren Wunders hochentzückt.

Ich sah sich in des Windes Säusel'n
Hoch oben auf der Fläche Rand
Des Daseins leichte Wellen kräuseln
Und rasch entschwinden, was entstand.

Doch drunten lag auf tiefem Grunde,
Der Anker Deiner Ewigkeit . . .
Und mir erschien in ewigem Bunde,
Was mir erschienen war im Streit.

Da sprang von meinem Geist der Riegel,
Und eine innere Tür ging auf,
Und auf mein Leben drückt das Siegel
Sich Liebe Deiner Liebe auf.



9. An die Einsamkeit.

Du hast mich mütterlich geliebt,
Du bliebst mir treu.
War ich verzweifelt und zu Tod betrübt,
Du stärkst mich neu.

Dies Schattenspiel noch zu ertragen
Dir dank ichs nur,
In allen Leiden, allen Tagen
War Deine Spur.

Wenn ich im Dunkel nicht mehr Wege fand
Sah ich Dein Licht,
Wenn ich am Abgrund der Verzweiflung stand,
Du liesst mich nicht.

Ich fühlte, war ich dieser Narrheit müd
Dich bei mir steh'n
Und Deiner Seele zaubersüßes Lied
In meine weh'n.

Nun, da ich alles rings um mich verlor.
Ein Baum entlaubt,
Legtest Du segnend Deiner Hände Flor
Auf dieses Haupt.

Nun komm, nun lass uns geh'n,
Ich möchte ruh'n,
In Deiner dunkeln Schleier Wehn
Begrab mich nun.

Nimm meinen letzten heißen Dank,
O Einsamkeit,
Nun reich mir Deinen bitteren Trank:
Vergessenheit!



10. Ignoro.

Sacht fällt der Schnee in weissen Sternen,
Das Leben verhallt wie Schellengeläut,
Die Seele flieht in weite Fernen
Wieder wird ihr das Einst zum Heut.

Es sind verworrene, wilde Wege,
Die durch den Urwald des Lebens gehn,
Todstille, ausgestorbene Stege,
An denen Erinnerungskreuze stehn.
Vermorschte, wildverzweigte Bäume
Umsäumen der Pfade wirre Schnur,
Wie wilde und verworrene Träume
Aus dunklen Tagen der Natur.
Die Seele wandert diese Steige,
Sie wundert sich und wird nicht still,
Fremd schimmern die Steine am Weg und die Zweige,
Als fragten sie, was die Fremde will?
Um manche Stätte glimmts wie Glühen,
Vermoderten Lebens, leuchtend im Tod,
Da fasst's nach der Seele, sie träumt sich mit Mühen
In früheres Leid und erloschenes Rot.
Sie irrt in dem trüben, verglimmenden Scheine
In all den Fernen von Keinem gesehen . . .
So sinnlos scheinen ihr Wege und Steine,
Sie müht sich und kann es doch nicht verstehen.



11. Dämmerstunde.

Mit weichem Tritt, mit leichtbeschwingten Sohlen,
Mit Mädchenfüßen, liebesscheu, verstoßen,
Mit Kinderaugen und der Hand am Munde
Nahest Du mir, geliebte Dämmerstunde.

Ein blaues Feuer flimmert phosphorlicht,
Um Dich, Du liebes, bleiches Traumgesicht.
Es weht Dein Hauch wie zarten Seewinds Kosen
Am ersten Schöpfungstag um junge Rosen.
Er schwillt wie leise Aeolsharfentöne,
Wie Wohllaut, wie Musik, wie selige Schöne.
Dein Schweigen spricht beredt von Seligkeiten,
Die längst zerronnen sind in ferne Weiten,
Es spricht von Liebesdrang, von Knabenscheue,
Von unruhvollem Glück, von falscher Treue.
Von Wünschen, die die ganze Welt umfassen,
Von stillem Leid und todesbitterem Hassen,
Und von der grossen, reifen Sommerstille,
Entsagungsdrang und Einsamkeit in Fülle.
Doch leise nur schmerzt jede frühere Wunde,
Dein Hauch ist Balsam, traumverlorne Stunde.
Und sieh, mir ist, als wären all die Jahre
Von meinem Leben nimmermehr das Wahre,
Als wären's Träume, darum nur empfunden,
Dass Du sie deutest, Märchenfee der Stunden,
Als wären's Träume, darum nur geschehen,
Dass sie mir heut von Dir entgegenwehen.



12. Träume.

Träume greifen mit Schattenarmen
In meiner Tage Speichen,

Und lassen meines Lebens warmen
Pulsschlag schleichen.
Träume fassen mit Schattenhänden
Tief in mein Leben,
Da muss das, was ich will vollenden,
Entschweben
Träume ballen aus Wolkenschemen
Gestalten
Und lassen sie mich für Wahrheit nehmen
Und halten — — —
So führt mich, Träume, wenn ich versinke
Ins Schattenreich,
Dass meine Seele Vergessen trinke,
Dann — — dank ich Euch!



13. Karneval.

Karneval, Karneval,
Kastagnetten, Tamburin
Lärmend durch die Strassen zieh'n — —
Heute kommt das Fleisch zu Fall!

Bunte Masken um mich her
Wogen neckisch auf und nieder,
Und aus wirrem Tönemeer
Lachen leise, lose Lieder.

Feuerschlangen zischen hoch
In die blaue Nacht hinauf,
Aber höher, höher noch
Stürmt der Freude Siegeslauf.

Auf den Gondeln flimmern Flammen
Und Lampions mit bunten Lichtern,
Alles Leuchten fließt zusammen
Und die Welt ist voll von Dichtern.

Karneval, Karneval,
Horch, der Pauke Unkenton — — —
Wie ein Murren, wie ein Hohn — — —
Heute nur ist Karneval???
Ewig kommt das Fleisch zu Fall!!!



14. Der neue Prometheus.

Ich bin ein neuer Prometheus,
Ein Luzifer dieser Zeit.
Ich holte das Feuer vom Himmel,
Nun dulde ich Martern und Leid.
Die Qual, der wilde Adler,
Hackt mir am Herzen voll Wut,
Kein Tag, dass er mich miede
Und mir entströmt mein Blut.
Nur zu, Du grauer Mörder,
Gedungen von dieser Zeit,

Ich lache Deiner Bisse
Heut und in Ewigkeit.
Ich weiss, dass meine Seele
Unsterblich ist und bleibt,
Und dass aus meinen Wunden
Ein Meer von Rosen treibt — — —
Von meinem Blute nähren
Wird sich, was irrt und strebt — — —
Stoss zu, Du grauer Adler,
Prometheus leidet und — lebt!



15. Sternenglaube.

Sterne tropfen in die blaue Nacht,
Wie vom Herbststurm welk gewordne Blätter,
Stürme hausen mit befreiter Macht
In dem goldnen Lichterbaum der Götter.

Was wir so mit blinden Augen sehen
Gleicht Barbarenspielen roher Macht,
Aber lasst nur tausend untergehen — — —
Ewig trösten Sterne durch die Nacht.

Mögen auch entseelt die Götter enden,
Wird das schöne Glauben auch zur Sage — — —
Ueber Sternen in geweihten Händen
Halten Tod und Leben hoch die Waage.



16. Der Schmetterling.

Was willst Du an unsern russigen Scheiben?
In unsern Höfen, lichtlos und kalt?
Hier kannst Du nicht um Blüten treiben,
Die Schlote sind kein Tannenwald!
Was stäubst Du den Schmelz von Deinen Flügeln,
Du kleines, windverwehtes Ding — — —
Flieg auf, flieg fort zu Sonnenhügeln,
Du sonnendurstiger Schmetterling!
All Deine bunten Sommerträume
Verlieren hier ihre Herrlichkeit,
Kein Duft dringt würzig in diese Räume
Und keine Sonne in unsere Zeit!
Wir sind verdammt, im Wühlen und Schaffen,
Im Schweisse zu fristen die Tagesnot — — —
Nach Geld zu graben, Gewinn zu raffen — — —
So leben wir hier bis zum Tod!
Du aber bist frei, rasch breite die Schwingen
Und flattere aus dem steinernen Graus
Dahin, wo bunte Vögel singen,
In Licht und Luft und Freiheit hinaus!



17. Fieber.

Das Fieber schaukelt mich auf roter Flut,
Wie tief versank, was mich so schwer bedrückt .
Weh, weh, die Wellen sind mein eignes Blut,
Ich trinks mit meinen Augen wie verzückt.

Mir ist so fieberirr, so rot ums Herz,
Wie schwüle Liebe schmeichelts um den Nachen . . .
Dort unten liegt begraben Lust und Schmerz . . .
Sie sind nicht tot, den Wahnsinn hör ich lachen . . .
O schön bist Du, Du stiller, fremder Gast!
In Deinen Augen schimmerts wie Opal,
Was ich gehofft, geflohen und gehasst,
Lacht abgrundtief aus ihrem bleichen Strahl . . .
Wie weich Du bist! Doch kühl ist Deine Hand;
Soll ich Dir folgen in die dunkle Nacht??
Ist dort das tiefe, stille Träumeland,
Wo mit dem Flammenschwert der Friede wacht??
Ich liebe Dich und bin Dir doch nicht gut . . .
Wohin soll ich vor Deinem Locken weichen? . . .
Ich stürze mich hinunter in die Flut,
Will schlafen, eine Leiche unter Leichen



18. Ein quasi Epilog.

Dies Buch ist eine Totengruft,
Die Lieder darin sind Urnen und Schalen . . .
Gefüllt mit Blut, ihr schwerer Duft
Ist Opferhauch erlittner Qualen.

Der Aar, der über der dunklen Tür
Zum Grabgewölbe mit brechendem Blick
In Marmor trauert für und für
Starb an der Sehnsucht nach dem Glück.

Die Liebe, die bleiche Frauengestalt,
Die müde an der Pforte lehnt,
Hat sich umsonst mit wilder Gewalt
Nach Licht und nach Erfüllung gesehnt.

Der Tau, der auf dem Lorbeer ruht,
Dem magern Grün in tiefem Leide,
Ist schöner Augen Tränenflut,
Beschattet von der Gräberweide.

Und wenn vielleicht ein Wanderer lauscht
Dem Klage-ton aus fernen Weiten . . .
Das Lied, das durch die Wipfel rauscht,
Ist nur ein Klang zerrissner Saiten.



19. Frühlingsmondnacht.

Still ist die Nacht und sternenweit,
Der Mond spinnt seinen Zauberschleier,
Kein Laut ringsum, still weit und breit . . .
Das ist die rechte Herzensfeier.

Die Luft erfüllt ein süßer Hauch
Von weissem Jasmin und blauem Pflüder,
Der Nebel steigt und tief im Strauch
Flötet die Nachtigall ihre Lieder.

O Mondnachtzauber, Heimlichkeit,
In Silberlicht träumt still die Erde . . .
Und tief in dunkler Seligkeit
Spriesst Frühlingsdrang, keimt Schöpfungsverde.

Das ist so recht die rechte Zeit,
Dass alle trüben Zweifel schwinden
Und dass von altem Harm befreit
Sich junge Menschenherzen finden.



20. Schneesturm.

Das wallt und wogt und stürmt und braust,
Die Bäume rüttelt die Winterfaust,
Sie splintern . . .

In meinem Herzen tönt es bang,
Wie einer zerbeulten Glocke Klang,
Die Töne zittern . . .

Das stürmt und wogt und drückt so schwer,
Die Flocken zerstäuben im Nebelmeer,
Zerrinnen.

Mein armes Herz weiss nicht wohin,
Warum ich nur so ruhlos bin,
Tief innen?

Die Flocken wirbeln wirr und weiss,
Die Bäume starren verglast von Eis,
Sie locken

Zum ewigen Schlaf nach kreuz und quer,
Ein Leichentuch weben um mich her
Die Flocken . . .

Das stürmt und heult und braust und weht,
Mein friedloses Herz nicht stille steht,
Es wehen

Die wilden Winde im Spätlichtglanz,
Auf, blast! Und lasst mich im Sturmestanz
Vergehen!



21. Nach langer Krankheit.

Mein Herz ist von sinnlosen Träumen durchschwirt,
Ich werde zum trunkenen Zecher,
Ich trinke Dich Welt, ob die Sense sirrt,
Kredenzet auch der Tod uns den Becher.

Ich trinke Dir zu, die die Nächte mir hell
Die stiller die Tage gemacht . . .
Du warst in der Wüste ein sprudelnder Quell
Und mein leuchtender Stern in der Nacht.

Du Herzensschenkin, schenk ein, schenk ein,
Ich kenne kein längres Verdriessen . . .
Die Welt ist ein Kelch, ihre Fülle ist mein,
Schenk ein bis zum Ueberfließen!

Nun prickle, Du langentbehrter Schaum,
Heut sollst Du mich selig machen,
Mein Leben war ein wüster Traum,
Und Träume muss man — verlachen!!!



22. Vom Weibe und dem Leben.

Ich bin auf meiner Lebensodysee
Durch Scylla und Charybdis durchgefahren,
Und wilde Lust und namenloses Weh
Hab ich trotz meiner Jugend schon erfahren.
Ich habe mit Gespenstern nachts gerungen
Und manche Narbe trägt vom Kampf mein Leib.
Doch nie ward ich im Geist davon bezwungen,
Das schlimmste aller Uebel ist das Weib.

Mit Kirkearmen hielt es mich umschlossen
In tausendfachem Wechsel der Gestalt.
Doch, wenn ich seiner Wonnen Rausch genossen,
War in mir alles stumm und tot und kalt.
Entnervt lag ich am Boden voller Reue,
Brach war mein Geist, mein Inneres tot und leer.
Und immer lockte mich Frau Welt aufs neue . . .
Nun aber will ich keine Wonnen mehr.

Das Leid mit seinen wilden Geierfängen
Hat mich zerfleischt, dass ich verzweifelnd schrie,
Mit schauerlichen, dumpfen Grabgesängen
Klang mir im Ohre seine Melodie . . .
Da hab ich mich nach blutiger Qual gefunden,
Noch war das letzte Gute nicht zerstört;
Ich hatte nur den einen Wunsch: gesunden!
Ich flehte und mein Flehen ward erhört.

Ich habe lang wie Hiob einst gelitten,
Von wildem Aussatz ekelhaft bedeckt,
Und wie Prometheus, der Titan, gestritten,
Von tausend Martern täglich aufgeschreckt . . .
Nun singt, ihr feilen, schamlosen Sirenen,
Ich steure wie Odysseus Euch vorbei . . .
Mich lockt nicht Euer Schmachten, Euer Sehnen,
Ich kenne Euch und darum bin ich frei!

Ein holdes Weib ward meinem Boot zum Serne,
In seiner Liebe bin ich nun erlöst;
Ihm folgt mein Sinnen nach in weite Ferne,
Sein Schein hat Frieden mir ins Herz geflösst.
Und machte mich zum Tier einst die gemeine,
Die Schlange Weib, an die ich mich verlor . . .
Gerettet hat mich aus dem Staub das Reine:
Das Ewig—Weibliche zieht uns empor!!



23.—28. Lieder an die Eine.

I.

Ich lebe ganz in Deiner Seele,
Wie süß ist solch Gefangensein!
Und ob auch meine Jugend fehle,
Du bist so gütig im Verzeih'n.
Den Glauben, den sie mir genommen
An Menschenwert, an Menschenglück . . .
Als unstät ich zu Dir gekommen,
Du gabst ihn doppelt mir zurück.
Den Frieden, der sich mir entwunden
In Lebensleid, in Lebensnot,
Ich hab ihn neu in Dir gefunden,
Drum lieb ich Dich bis in den Tod!

II.

Ich reiche Dir die Palme hin,
Du Starke, die ich liebe,
Stark ist Dein Geist, fest ist Dein Sinn,
Und tief sind Deine Triebe.

Du hast vom Leben ungebeugt
Dem Dasein standgehalten,
Der Sturm, der hat Dich grossgesäugt
Mit heiligen Gewalten.

Du bist so einfach und so schlicht
In Deines Wesens Gründen,

Streng gehst Du mit Dir ins Gericht
Und stehst auf schwachen Sünden.

Und dennoch bist Du zart und weich,
Voll Hingebung und Treue,
In Dir erscheint das Himmelreich
Mir täglich nah aufs neue.

Du bist wie eine Tanne schlank,
Bist frisch und grün wie jene,
Die Luft, das Licht, sie sind Dein Trank,
Sie strafften Dir die Sehne.

So stehst Du kräftig, unbesiegt,
Umschwankt vom Meer der Halme . . .
Das sich nach jedem Winde biegt . . .
Mein Herz reicht Dir die Palme!

III.

Ich sah so tief in Deine treuen Augen
Und tauchte stumm in ihren klaren Schein,
Da fühlt ich meine Seele in sich saugen
Ein neues Leben, still und gut und rein.
Ich hielt Dich sanft mit meinem Arm umschlungen
Und Wunden hörten sacht zu bluten auf . . .
Von unbekanntem Kräften jäh durchdrungen
Stieg tote Sehnsucht aus dem Grab herauf.
Und wieder blühte mir die Welt in Wonne,

Und Hoffnung, Hoffnung! jubelte mein Schmerz;
Dein heller Blick verdunkelte die Sonne,
Und freudetrunken sank ich an Dein Herz!!

IV.

Einsam bin ich zum Volk hinabgestiegen,
Ich hörte dort der Menschheit Pulse klopfen,
Es blutete in tiefem Leid verschwiegen,
Ich sah an seiner Brust viel rote Tropfen.

Du zeigtest mir der Sehnsucht Wunderzeichen,
Du dürstetest gleich ihm nach frischem Wasser,
Da musst ich Dir die müden Hände reichen
Und Liebe fühlt ich neu, ich Menschenhasser.

Durch Dich, Du starkes Kind des Volks, Du treues,
Kam über mich ein neues Frühlingshoffen,
Ein Lebensziel erkannte ich, ein neues,
Und schönre Pfade sah mein Glauben offen.

Den Brüdern, die gleich mir im Dunkel litten,
Darf dieses Buch die frohe Botschaft sagen,
Doch, die Du treu mit mir den Weg geschritten,
Dein ists, und Deinen Namen soll es tragen!

(Der Kampf um den neuen Menschen,
Strassburg, J. H. E. Heitz, 1904).

V.

Gib mir die Hand, mein Lieb,
Aus tiefem Leide . . .
Die treue Hand mir gib,

Wandern wir beide!
Wir wandern unentwegt,
Auf rauhen Pfaden,
Vom Lebenssturm umfegt,
Zu den Gestaden,
Wo unsrer Sehnsucht Schritt
Zur Ruh sich wendet,
Wo, was das Herz einst litt,
Geendet.
Des Friedens Palmzweig weht
Von dort hernieder,
Im Schein der Sonne steht
Sein Schwangefieder . . .
Die Cherubsflügel aus-
Gebreitet hält er beide,
Dort, Lieb, sind wir zu Haus,
Erlöst vom Leide.
Dort feiern wir vereint
Das letzte Abendmahl . . .
Und unsre Seele scheint
Und flammt wie ein Choral. —

VI.

Unter dunkelgrünen Tannen
Will ich unsre Hütte bauen,
Und aus unsrer grossen Stille
Friedvoll auf die Erde schauen.

Auf ein Meer, das in den Tiefen
Seine grauen Fluten rollt
Und mit windverwehten Stimmen
Dunkel aus den Gründen grollt.

Lass, mein Weib, lass es nur rauschen,
Um uns her ist reine Luft . . .
All sein Tosen soll nicht stören
Unsrer Höhe Sonnenduft.

Treu sind wir emporgestiegen
Diese Schroffen, sonder Ruh,
Lächelnd rasten wir und fliegen
Freudig höheren Zielen zu.



29. Regennacht.

Ich liebe das, die totenstillen Gassen,
Wenn lauer Frühlingsregen niederfällt,
Im Flackerschein der Asphalt trüb erhellt . . .
Da kann ich mich in Einsamkeit erfassen.

Nun schläft die Welt mit ihren Menschenmassen,
Die wie im Traum sich drängen und sich schieben,
Gleichgültig, seelenlos vorüberstieben,
Ich habe nur für sie ein kaltes Hassen.

Nun ganz allein mit mir und mit dem Regen
Und seinem melancholisch-müden Rauschen . . .
Da werd ich Mensch . . . auf solchen stillen Wegen
Kann ich mit meiner Seele Grösse tauschen.



30.—31. Grossstadtelend.

I.

Eine Droschke fährt im Abendschein
Die stillen Strassen hinab,
Sie jagt ins Grossstadtleben hinein,
In Lampen und Lichter im Trab.
Und in die Ecke hingelehnt
Liegt einer lässig drin,
Der sich nach Licht und Leben geseht
Und weiss nicht, dass ich es bin.

Vorüber tändeln reiche Frau'n,
In rauschendem Seidenkleid,
Und dunkle, hohle Augen schau'n
Nach mir mit stillem Neid.
Doch fährt die Droschke noch so schnell,
Dass Platz und Strasse flieht,
Die Lampen leuchten kalt und grell
Und ich bin müd.

Was zieht mich so spät ins Leben hinein
Mit unsichtbarer Gewalt?
Der Lampen greller Dirnenschein
Lässt mich so leer, so kalt . . .
Ich wollt', die Droschke führe fort
Mit wilder Sturmesmacht -
An einen schaurig-stillen Ort,
Tief in die dunkle Nacht.

II.

Es dröhnen aus einem Kellerlokal
Eine Geige und ein Klavier;
Die Wirtshauslampe schimmert fahl,
Drin' trinken sie Schnaps und Bier.
Verstimmt wie heiseres Gequieck,
Der Walzerklang mir scheint,
So rechte Armeleutmusik,
Nur die Geige weint

Sie wühlt und schluchzt mit heissem Strich,
Das greift so jach ans Herz,
Und in mir tönt es wunderbar,
Meine Seele singt vor Schmerz.
Mir liegt im Ohr schon mondelang,
Seitdem das Glück mich flieht,
So lebensmüd, so sterbebang
Ein Fiedellied — — —.



32. Künstlerin und Weib.

Der Beifall braust. Zu all den Spenden
Gibt sie noch eine letzte hin,
Ihr ganzes Herz mit Opferhänden
Bringt ihnen dar die Künstlerin.

Sie schwankt erschöpft ins kleine Zimmer,
Ein fremdes Mädchen zieht sie an,
Noch glänzt im Blick der fremde Schimmer,
Da steht vor ihr ihr Herr und Mann.

Ihm ist ihr Lied nur güldne Kehle,
Ihr Leib allein schlug ihn in Haft . . .
Er liebt nur sich und seine Fehle . . .
Und sucht in ihr die Mutterschaft.



33. An den Tod.

Tod, Freund, Gewaltiger! Mir mehr als Freund!
Mir Bruder fast, mir Tag- und Nacht-Vertrauter!
Du dieses Lebens herrlichster Genoss!
Dein schwarzer Mantel deckt sich vor die Tür,
Die uns hinüberführt aus Traum in Wachen;
Dein dunkler Schatten steht im Freudental;
Und wenn des Sommers höchstes Sonnenlicht
Die Rosen badet in der Lebensglut,
Dann stehst Du unsichtbar am Tor und lächelst

Und Deine Sichel blitzt am Wiesenrand . . .
Doch, wenn die Uhr einst stille steht im Lauf,
Dann lüftest Du den schwarzen Rabenmantel,
Dass alle Sterne fort vom Himmel flattern
Wie goldne Blätter, und dann führst Du mich
Durch jenen winzigen Spalt in ewige Helle . .
Tod, Freund, Gewaltiger! Mir mehr als — — Tod!!



34. Ketten.

Was hilft es, dass wir trotzig sind,
Wir sind nun einmal angeschirrt,
Und schleppen doch, mein liebes Kind,
Die Kette, die am Fusse klirrt.

Und bäumen wir uns noch so sehr,
Und beissen schäumend ins Gebiss,
Die Ketten wuchten doppelt schwer,
Die Ketten, die kein Fluch zerriss!

Und breitet unser stolzer Geist
Die Schwingen auch, emporzufliegen,
Die Kette uns zur Erde reisst,
Dass wir zuletzt am Boden liegen.

Das beste wäre ein Gesang,
Der donnernd gleich Titanenchören

Das Ohr betäubt mit seinem Klang,
Dass wir das Rasseln überhören . . .

Doch hilft es nichts und tröstet kaum
Und kann uns nicht befreien noch retten — —
Selbst in den schönsten Liebestraum
Klirrt noch der harte Klang der Ketten . . . !



35. Böser Traum.

Ob ichs weiss Es war ein grauer Tag . . .
Spinnwebschleier spann der Nebelgott
Ueber unsre Haide. In den Stoppeln
Sang der Herbst sein rauhes Wanderlied.
Menschenleere Strasse! Nie vergess ich
Deine Trauer. Nackte Birken streckten
Kahle Aeste in die stille Luft.
Da begegnete ich meinem Schicksal.
Jung und greis in einem. Auf dem Schädel
Flatterte im Wind ihm eine Locke.
War schlohweiss. Kein Winterschnee ist weisser.
Um die Schläfe mit den blauen Adern
Schlang ein Dornenkranz sein spitz Geflecht.
Und drei grosse, rote Tropfen Blut
Hingen wie Rubine an der Stirn . . .
In den toten Augen glomm noch Leben,
Flackernd wie ein sterbensmüdes Nordlicht.

In der schlaffen Rechten hing der Schlapphut
Und die andre Hand umschloss zwei Disteln,
Dran die spitze, weisse Nase roch . . .
Das vergisst sich nicht, das war mein Schicksal.



36. Die Muse.

Den Kelch der Leiden leer' ich nie
Die Muse füllt ihn täglich neu;
Was schenkte sie mir Phantasie,
Wenn sie mich ewig tränkt mit Reu?

Die Kränze meiner Jugend liess
Im Lebenssturm sie früh verdorren,
Indes sie schönre mir verhiess;
Nun bin ich düster und verworren.

Den einen hielt sie hoch empor,
Doch wollt' ich ihn im Kampf ergreifen . . .
Zog sich um meinen Blick ein Flor,
Und ruhlos muss ich ewig schweifen.

Statt Rosen schenkt sie Dornenpein
Die unbarmherzige Richterinn . . .
Lass ab von mir, lass mich allein:
Grausame Sphinx, Vernichterinn!



37. Von Träumen.

Weisst Du? Ich glaube an Träume!
Träume verkünden künftig Geschehn . . .
Lass sie nur sagen: Träume sind Schäume,
Ich habe neulich am Waldesrand,
Wo ich an steiler Böschung stand,
25 Lokomotiven gesehn;
Schwere, amerikanische Lokomotiven,
Die brausten wie feurige Stiere vorbei . . .
All meine Sinne flehten und riefen
In einem einzgen, gequälten Schrei:
Nehmt mich mit in das Land meiner Träume;
Meine Füsse versinken im Sand!
Endlos dehnt sich rings das Land . . .
Immer unermesslichere Räume . . .
Ich verschmachte, eh ichs fand . . .
Nehmt mich mit!!!
Aber ehern donnerten sie vorbei,
Und verschlangen in ihrem Schüttern und Stampfen
Meiner Seele gellenden Todesschrei,
Fern am Himmel sah ich die erste dampfen
Und noch immer raste der schwarze Zug,
Der die Andern ins Land der Verheissung trug . . .
Seit ich aus diesem Traum erwachte,
Wie aus einem dunkeln Grab — —
Weiss ich, dass ichs niemals finde,
Nimmermehr,
Denn ich glaube an Träume, die Gott mir gab!

38. Keuschheit.

Keuschheit, wunderliches Weib,
Dufterschaffnes, bleiches Schemen,
In dem Haar den weissen Kranz
Halberblühter Wasserrosen.
Lächelnd stehst Du vor mir da,
Unbewusst, in dunkeln Sehnen,
Traumbild, Du, Astarte gleich!
Tief in Deinen feuchten Augen
Liegts wie Knospen, liegts wie Träumen,
Wie ein weicher Tag im März.
Keuschheit, frühem Tod Geweihte,
Deine Engelsflügel schwinden,
Deine Blicke werden schärfer,
Stolzer um die zarten Lippen
Zeichnet sich ein fester Zug . . .
Jetzt . . . erkennst Du Dich . . . Du fühlst es . . .
Dass Du besser bist und grösser
Als die Andern — — — —
Du . . . erkennst Dich — — — und — Du stirbst — !



39. Sturm.

Wandernder Wolken eilender Zug —
Seele, was will Dein friedloses Sehnen . . . ?
Ueber mir hastet der jagende Flug,
Wie eine Schaar von eisgrauen Schwänen.



Brasend wirft sich der Sturm in den Wald,
Horch! Wie von Wölfen hungriges Heulen . . .!
Klagend und ächzend es wiederhallt
Aus den entlaubten, schwankenden Säulen . . .

Starrende Oede rings um mich her,
Wünschen, Träumen, alles begraben!
Nur dieses Rauschen, einsam und schwer,
Und überm Felde krächzende Raben.

Jagende Wolken, wohin? wohin??
Sind Eurem Sehnen Ziele gegeben??
Närrende Träume, sinnlos ihr Sinn,
Stürme, zertrümmert dies elende Leben! — !



40. Im März.

Noch lastet graue Leere auf den Zweigen,
Die ihre Finger in den Himmel recken,
Wie Hände, die sich müd verlangend strecken,
Und auf der Erde brütet Winterschweigen.

Bald werden sich die ersten Sprossen zeigen,
Und grüne Flammen aus den Tiefen lodern,
Wie Seelen Toter, die im Dunkel modern,
Und Vögel schwirren licht im Lenzesreigen . . .

Sehnsüchtige Zeit, voll Suchen und Erwarten!
Noch grau, noch trüb, noch eine bange Frage . . .
Bald ist die ganze Welt ein Liebesgarten,
Vergessen ist das Grau der Märzentage,
Und in den Himmel werden Lieder steigen!!!



41. Auf Otto Weininger †.

Vom grauen Frühlingshimmel rinnt der Regen,
Die Häuser stehen fahl im toten Licht . . .
Märzstürme brausend durch die Strassen fegen,
Es wartet alles auf das goldne Licht.
Ich starre leblos aus dem trüben Fenster
Hinaus in diesen müden Tropfenfall,
In meinem Herzen wachen wie Gespenster
Die alten, stolzen Lebensträume all.
Ich habe diese Zeit noch nie begriffen,
Die so verarmt sich ihrer Torheit freut . . .
Die allen Glanz verloren, abgeschliffen
In müder Grazie Narren Weihrauch streut.
Ich sah nur immer ein blasiertes Lächeln,
Vor Frauen einen affektierten Tanz . . .
Gezierte Mienen, eitles Sich-Befächeln,
Den Schein verehren und geborgten Glanz.
Da fand ich Dich. Dein Buch in meinen Händen
Ward mir mein unverstandnes Leben hell . . .
Ich las und las, als könnt ich niemals enden

Und trank verdurstet Deinen klaren Quell.
Und da vernahm ich, dass Du uns entwichen,
Still, lautlos, eh ein Fremder Dich gekannt;
Du hattest heimlich Dich davon geschlichen
Ins Reich der Freiheit, das Du oft genannt.
Warum so früh? Es zittert noch die Frage
Mir auf die Lippe, vor Entsetzen stumm — —
Und eine ungeheure Totenklage
Warf all mein Hoffen, meine Träume um —
Wir beide hätten uns so gut verstanden — —
Du warst mein Ich, vielleicht war ich Dein Du!!
Die stolzen Worte, die mich an Dich banden,
Sie riefen mir ein neues Leben zu!
Wir hätten beide innig uns verbunden,
Zur Freundschaft, wie die Welt sie nie gesehn : . .
Die Hände streck ich aus — Du bist entschwunden,
Nur Deines Geistes Adlerbild blieb stehn.
Nun schrei ich neuverwaist in diese Stille
Der mörderischen Zeit den schweren Fluch — —
Und Deine Fahne nimmt mein müder Wille
Und senkt sie über Dich als Leichentuch



42. Requiem (Frau von S. †).

Ein blauer Winterhimmel lacht herein,
Ich sitze still in seinem kalten Schein.

Ich denke Deiner, die so früh verblich
Und die mir einst noch lieber war als ich.

Ich denke jener jungen Hoffenszeit,
Als mir das Leben strahlte endlos weit . . .

Und in dem unbegrenzten Zukunftsraum
Du mir erschienst, ein erster schöner Traum.

Ich sah Dein Bild, noch eh ich Dich gekannt,
Wie es in lichtem Goldschmuck vor mir stand.

In Deinen Händen hieltst Du reif und rot
Die Frucht des Lebens, die dem Blick sich bot.

Doch als ich griff nach ihrem fremden Glück,
Da zogst Du lächelnd Deine Hand zurück . . .

So wuchs nach ihr die Sehnsucht nur durch Dich,
Die stets sich lächelnd zeigte und entwich. —

Bis endlich meine wilde Lebensgier
Den Zauber brach, doch schaal, weil fern von Dir.

Und ihre Leidenschaft mich so besass,
Dass Deiner bald das durstige Herz vergass.

Lang ist das her . . . Ich bin der Knabe nicht,
Der ungeduldig griff ins fremde Licht.

Versunken ist der Rausch, das Herz in Ruh,
Da tratest wieder vor mein Auge Du!

Doch Du bist tot!! Im höchsten Blütenduft
Brach Dich der Tod und warf Dich in die Gruft!

Dort schlummerst Du, Dornröschen, still und tief,
Gleich einer Braut, die ihren Tag verschlief . . .

Ich aber sitze stumm und denke Dein — —
Und will der Traum in Deinem Schlummer sein!



43. Einer Jungfrau.

Der steht das Leben noch bevor,
Noch liegen Schleier bunter Träume
Um Dich gleich unentweihtem Flor
Und hüllen Dich in Deine Räume.

Drum ist in Deinen Augen noch
Der feuchte Glanz, der Märchenschimmer . . .
Der Dich so lieblich kleidet, doch
Bald stürzt die schöne Welt in Trümmer.

Dann führt das Tier Dich willenlos
Weit fort von Deinen Traumaltären,
Dann füllt das Leben Deinen Schoos,
Dem Tode Opfer zu gebären . . . —



44. Fieberblumen.

Ueppig bunte Fieberblumen
Blühten auf aus tiefer Nacht . . .
Träumend sah ich Paradiese,
Tropisch leuchtend, fraundurchlacht.
Grosse Riesenschmetterlinge
Flogen taumelnd hin und her,
Nippten an den Wunderkelchen,
Duftberauscht und sinnenschwer . . .
Feuchter Brodem, wie im Treibhaus,
Stieg rings aus dem schwarzen Moor,
Und aus wilden Baumlianen
Lugten Schlangenaugen vor.
Langsam hoben sich die Blumen
Auf der steilen Stengel Knauf
Und aus ihren bunten Kelchen
Blühten fremde Frauen auf.
Langsam wiegten sie die Köpfe
In dem schwülen Fieberwind
Und die braunen Arme lockten:
Helft uns, die gefangen sind!
Und die Riesenschmetterlinge
Flogen schwirr von Mund zu Mund,
Nippten an den vollen Lippen
Und der Wangen weichem Rund.
Wilde Wünsche, Fieberblumen,
Blühten auf in tiefer Nacht . . .

Alle welkten, alle starben,
Als der fahle Tag erwacht.
Phantasie, wie so geschäftig
Und wie müßig doch zugleich!
Bunte Wunder bauend machst Du
Arme: ärmer, Reiche: reich!



45. Herbstruf.

Ich bin der Herbst:
Zur Reife ruf ich
Euch allzumal!
In spielenden Lüften
Kost' ich um Euch;
Im Sonnenfeuer lag mein Kuss,
Das Euch im Sommer die
Stirne bräunte;
Im rieselnden Regen,
Im rauschenden Wind
Weckt ich in Euch
Eure schlummernde Kraft.
Nun bin ich da!
Mit Trauben gekrönt,
Ein trunkener Satyr.
Mein Pantherhemd
Breit ich im Sturmwind
Jauchzend über die Wälder aus . . .
Ich bin der Herbst:
Zur Reife ruf ich!!!

46. Der Dichter an sein Herz.

Mein armes Herz,
Nun wardst Du still
Und ruhig endlich
Dein sehrendes Sehnen,
Du glühstest einst
In rotem Feuer,
In Liebe verlangend
Die ganze Welt.

Da nahm der Schmerz,
Der gute Schmied,
Dich Heisses unter
Den harten Hammer
Und ehern wurde,
Was weich einst war.
Nun bist Du stark
Zu allem Leiden,
Nun trägst Du tapfer
Das Weh der Welt.

Dein Glückessehnen,
Du gabst es hin,
Dein Wünscheweben,
Du warfst es weg;
Nur eines noch
Behieltst Du treu.

Dem Demant gleich,
So licht, so hell
Spiegel zu sein
Der ganzen Welt.

Drum Heil Dir, Not,
Drum Heil Dir, Schmerz:
Zu höchstem Sieg
Schuft Ihr dies Herz!



47. Höchste Stunde.

Am Steinmann war es, weisst Du noch?
Die Wolken zogen durchs Bergell,
Wir standen auf dem Felsenjoch,
Der Sturmwind heulte wild und greil.
Zu unsern Füßen lag es leer,
Tief unten schimmerte ein Tal,
Nur Alpenrosen um uns her
Da riefest Du mit einemal:

Hier sterben, o, wie schön, wie gross,
Das Haupt in Wolken eingetaucht,
Bräch jetzt ein Strahl vom Himmel los,
Von rotem Dampf den Leib umhaucht . . .
Er fände nie ein schöner Ziel,
Als uns, die wir vom Staub befreit,
Wenn er im Feuer auf uns fiel,

Wir beiden, Liebster, sind bereit.
Das Leben grüßte jauchzend noch
Ein letzter Schrei, ein letzter Schlag
Des Herzens hoch vom Felsenjoch
Und dann, den unbekanntem Tag. —

Am Steinmann war es,, um uns her
Lag dicht der Wolke dunkler Schooss
Sturmregenvoll, geheimnisschwer —
Da fühlten wir uns fessellos.



48.—52. Eingebungen.

Liegt eine dunkle Hand auf mir
In tiefer Ruh,
Ich danke Dir
Und schliesse fest die Augen zu . . .
Wenn Du mich siehst
Was brauch ich noch zu sehn? —
Wen Du umschliesst,
Der wird niemals einsam sein

Es gibt soviel, was nie sein Schweigen bricht,
Und war doch ein stummes grosses Gedicht . .
Und mancher, der da spricht und spricht — —
Der weiss es nicht

Einst kommt sie doch!
Mit brausenden Klängen
Mit donnernden Siegesgesängen,
Mit ehernem Munde
Spricht sie zu Euch, meine grösste, seligste
Stunde . .

Und Ihr steht stumm . . .
Seht Euer eigenes Leben
Einen Widerschein
Und ein Leuchten geben . . .
Blickt Euch nur um:
Dieses Leuchten war mein!!!

Fort, fort mit Deiner Leidgebärde!
Du bist ein Mensch, Du darfst es sein . . .
Drum grabe dieser kleinen Erde
Für immer Deinen Namen ein!

Fühlst Du es nicht, Du bist zum Höchsten
erkoren,
In Dir erlösen will sich die Natur . . .
Erhebe Dich über die Kreatur — — —
Sonst wirst Du als Schlange dreimal wieder-
geboren!

Noch führen zu des Tempels Fliesen
Der Sehnsucht Stufen und hinein . . .
In unserm Volke schlummern Riesen — —
Sie wollen nur gerufen sein!

53. Das Leben unter'm Schicksal.

Von einem roten Lämpchen leicht beschienen
Die Büste eines Weibes — — — eine Psyche — — —
In ihrem Haare liegt ein Dornenkranz,
Aus dem sich wilder Mohn und Rosen ranken . . .
Auf ihrem steinern bleichen Antlitz ruht
Ein Widerschein der Glut der kleinen Flamme.
Er fällt auf ihren herbgeschlossenen Mund,
Belebt der zarten Nasenflügel Schatten
Und haucht auf ihrer Wangen Weiss wie Blut
Helleren Schein . . . — Die wilden Rosen glühen —
Es tropft aus ihrem Haar wie blutend rote Tropfen . .
Die Augen sind geöffnet — gross — in Fernen —
Begehren sie? ists Sehnsucht, die drin lauert??
Ich trete näher — grausam starr der Blick — — —
Liebliches Psycheantlitz mit dem Zug
Der Gorgo, eh sie Perseus' Klinge traf — — —
Das Leben lächelt steinern unterm Schicksal — — .



54. Träume.

Selige Träume, wunderbar,
Mit Diademen im nachtdunkeln Haar.
Von welchem Stern seid Ihr gekommen
Und habt den Weg zu mir genommen?

Lang war mein Dasein ohne Sinn,
Du schufst ihn, Sternenkönigin!
Wie Mondlicht bleich ist Dein blasser Arm!
Umschling mich, dann schwindet all mein Harm . .
Und war ich nichtig, trüb und bleich,
Du Wunderbare machst mich reich.
Wie segn' ich all die stillen Stunden,
Wenn ihr den Weg zu mir gefunden . . .
Das nie Geahnte macht Ihr wahr.
Selige Träume, wunderbar!
Bevölkert ist der dunkle Raum,
Das öde Leben wird zum Traum,
Wenn Ihr Euch selbst dafür geben:
Im Traume, nur im Traum ist Leben!!



55. Erwartung.

Lass dieses Abends stille Heiterkeit
Wie Tau auf unsre müden Nerven sinken
Und von des Tages Last und Qual befreit
Uns aus dem goldnen Kelch der Liebe trinken!
Gib Deiner Glieder lichte Fülle mir
Und Deines Herzens stumme Zaubermacht —
Und so, Geliebte Du, erwarten wir
Die tiefe, dunkle, wonnereiche Nacht!



56. Mythe.

Es hat die Nacht den Mond verschlungen,
Mit ihren tausend schwarzen Zungen;
Sie liegt vom Auf- zum Niedergange
Gerollt gleich einer Midgartschlange

Ihr schwarzer Riesenrachen gähnt . . .
Drin tausend weisse Zähne stehn — —
In denen Menschen Sterne sehn —
Und Kinderunschuld — Engel wäht



57. Strophen aus einer Mitternacht.

Wenn Du erwachst und Leichenwürmer ringeln
Sich rings um Dein Gebein —
O, dann gedenke unsrer Flamme Züngeln
Und aller Liebe mein!

Der Tod ist ja die Brücke nur zum Leben,
Und keine ewige Pein — — —
Du weisst, dass wir aus dunkeln Gräbern schweben
In's helle Licht hinein!

O Tod, Du Gott der Würmer und der Särge,
Mit Deinem finstern Schrein — — —
Am Meer der Liebe steht ein stummer Ferge. —
Der spottet Dein! —

58. Phantasie.

Der Nebel reisst. — — Die Wolkenschleier zittern,
Durch alle Lüfte zieht ein Morgenwittern;
Auf rosenroten, weltentrückten Höhn
Seh ich hoch über'm uferlosen Meer
Des grauen Chaos einsam, fremd und hehr
Ein Menschenpaar in heiliger Schönheit stehn.
Ein Mann mit einem künftigen Gesicht,
Auf dem die Strahlen der Exstase leuchten,
Mit einem Blick, der adertief und licht
Und Händen, die der Nacht Dämonen scheuchten
Steht aufgereckt wie Marmor hell und hart.
Und neben ihm, vom langen Haar umhüllt,
An ihrer Brust ein Kind, das sie gestillt,
Ein junges Weib, ganz Glück, ganz Gegenwart!
Hoch über ihnen kreist in stillem Zug
Ein Adler, der das blaue Licht zu grüssen
Sich aufwärts hob vom Stein zu ihren Füßen
In majestätisch-feierlichem Flug . . .
Sieh, wie die Sonne auf die Scheitel fällt
Des Weibes, das in trunkener Gebärde
Auf ihn den Liebesblick gerichtet hält,
Auf ihn, den Mann, den Herren ihrer Erde.
Er aber hebt die Hände hoch ins Blau
Und streckt sie aus in stürmischem Verlangen — —
Nach stärkerer Kräfte reinem Morgentau
Des jungen Daseins Krone zu empfangen.

Ein Bild! Ein Bild! O, wär' es mehr als Bild!
Die neue Menschheit ist's, die wir ersehen!
Die Nebel flattern wieder wüst und wild —,
Des Dichters Augen füllen sich mit Tränen . . .



59. Morgendämmerung.

Tiefe Stille noch — — —
Dämmernde Stille der Nacht — — —
Und doch — und doch —
Hörst Dus? Der Tag erwacht!
Nebel hängt wie Traum
Ueber dem Zwiellichtschweigen . . .
Nur ein nackter Baum
Will seine Aeste zeigen
Rings noch alles leer . . .
Doch der Vogel am Ast
Aeugt schon suchend umher,
Müde des Schlummers, der Rast . . .
Sieh, wie den Schnabel er wetzt
Und seine Flügel spreitet
Weiss ers denn, dass jetzt
Neu sich das Leben bereitet?
Fahl kämpft graues Licht
Mit den sinkenden Schatten . . .
Wie sich der Nebel bricht
Auf feuchten Matten!!!

Horch! Ein leiser Ton
Lockt aus der Vogelkehle!
Ahnst Du die Sonne schon . . .
Liebe Seele?
Jetzt, jetzt klingt es und zieht,
Sehnend wie suchende Frage . . .
Einsames Vogellied!
Singe, singe, dem Tage — — —!



60. Bergwanderung.

Dick dampft der Nebel in den Tälern,
Die Luft ist wie Marienglas;
Die Bäume stehen schwarz und pfählern,
In frühem Taue schwimmt das Gras . . .
Nur dort:
Die Kuppen aller Bergesspitzen
Blitzen
Wie Speere fort.

Wir schreiten morgenleicht im Frühen,
In Deinem Auge glänzt ein Traum;
Noch ist für tausend dunkle Mühen
In unserm jungen Tage Raum;
Weit
Versinken schon die tiefen Wege,
Schräge
Fallen die Schatten der Zeit . . .

Das Urgestein in wilden Schroffen
Starrt drohend aus dem dunkeln Schlund;
Hier scheitert manches kühne Hoffen
Und schwindelnd blickt es in den Grund . . .
Doch wir
Erzittere nicht vor diesen Zacken,
Die Nägel packen
Den Fels voll Gier.

Goldrote Flammenspeere blenden
Das ungewohnte Auge grell . . .
Hier hängen wir mit schlaffen Händen,
Der Abgrund unter uns wächst schnell;
Er gähnt . . .
Da klappt ein feiner, grauer Spalt,
Halt!
Die Leiber an die Wand gelehnt.
Das Seil zieht straff sich um die Zinne,
Die sich der Berg hier vorgestreckt . . .
Wir trauen mit betäubtem Sinne
Der Steinfaut, die sich vor uns reckt . . .
Hurrah!
Die Kuppen aller Berge liegen
Verschwiegen
In rotem Glanze da.

Hier stehen wir auf höchster Firne,
Ein Adler äugt aus blauer Luft;

Ein Leuchten fließt um unsre Stirne,
Und Gletscher schwimmen hell im Duft . . .
Wie Rauch
Dringt Nebel opfernd aus den Spalten,
Falten
Wir unsre Hände auch — — ?

Nicht falten, nein, die Arme breiten
Gleich Flügeln höchstem Flug geweiht . . .
So lass uns still hinübergleiten,
In's Lichtmeer der Unendlichkeit!!!



61. Nebel.

Grau verhangen alle Weiten,
Tief im Nebel irrt der Schritt . . .
Alte Träume, tote Zeiten
Wachen auf und wandern mit.
Wie Gespenster ragen Bäume
Rings um den verschneiten Pfad —
Geisterhafte Schattensäume
Unheimlich dem Blick genaht.
Einsamkeit, durch Deine Wildnis
Wandr' ich stumm, gedankenschwer;
Meiner Seele treues Bildnis
Ringt und gaukelt um mich her.

So wie dieser Bäume Aeste
Griff mein Leben auch in Luft —
Doch nur grauvermummte Gäste
Stiegen — Nebel aus der Gruft.
Wo ich bin, kein Weiser weiss es —
Wer ich war, weiss ich nicht mehr —
Nur ein Atmen noch, ein leises —
Stille sonst, so tief und schwer.
Sinnend durch das weisse Weben
Wandr' ich wie in tiefem Traum —
Horch! Ein Vogelruf! Sein Leben
Weist den Weg von Baum zu Baum.
Ganz Gefühl nun . . . ohne Schranken
Schreit ich durch den Dust und Graus,
Weither seh ich vor mir schwanken
Lichter aus dem Führenhaus.
Rot wie müdgewordne Augen
Weinen durch das Dunkel dort
Die Laternen, und sie saugen
Alle Schwere aus mir fort.
Ziel!! Aus Nacht und Not geboren!
Einsam im Laternenschein
Wandr' ich für die Welt verloren
In Dein fernes Licht hinein. —



62. Am Quell.

Aus unserer Mutter heiligem Schoosse
Sprudelst Du, Quell, zum Licht herauf;
Geheimnisvoll wie alles Grosse
Und gleich beginnt Dein Siegeslauf.

Du nährst mit Deinen Silberwellen
Die Mutter, wenn sie müd und krank,
Und spendest ihr den silberhellen,
Den glaubenstiefen Kinderank.

Hier aber raunst Du Runenworte,
Verschwiegner Rätsel lieber Mund
Und tust am heimlich-stillen Orte
Sie Ohren, die da hören, kund.

Du bringst dem Lauscher aus der Tiefe
Ein Lied, so alt wie die Natur;
Es ist, als wenns vom Grunde riefte:
Das alles ein Geheimnis nur.

Doch ob ich auch der Antwort lauschen
Auf Deine ewige Frage will:
Ich höre Dich nur immer rauschen,
Rauschen,
Und nie wird meine Sehnsucht still.



63. Ungeschriebene Lieder.

Das sind die schönsten meiner Lieder
Die ungeschrieben bleiben
Und die nur leise, hin und wieder
Durch meine Seele treiben.

Wie Schmetterlinge gaukeln sie
Durch schattig-dunkle Lauben,
Ich will den Schmelz der Phantasie
Nicht ihrem Flügel rauben.

Ihr leichten Sommervögel lacht
Und flattert auf und nieder,
Und, ist's in meinem Herzen Nacht,
Dann kommt und gaukelt wieder!



64. Der Sohn der Kraft.

Verwaist der Thron. Mit schwachgewordenen
Stützt ihren Riesenleib Händen
Auf seine Stufen, matt in ihren Lenden
Die Kraft, das Weib.

Verbuhlt, gedenkt sie der Vergangenheiten,
Da sie noch adlerjung
Walküre war in wildem Völkerstreiten,
Hinab, hinab, Erinnerung!

Es würgt die Schmach. Verliebte Tändellieder
Umflattern ihren Sinn,
„Stirb, Greisin, keiner kommt und freit Dich wieder
Du altgewordene Königin“.

Sie lauscht empor. Das klang wie Adlerflügel
Hoch droben in der Luft,
Ein Reiter naht mit langverhängtem Zügel,
Ein Hornstoss ruft.

Er stürmt herein. Wie ihre Augen leuchten
So heiss und fieberwild,
Die Hände hebt sie, die Dämonen scheuchten,
Steht starr gleich einem Bild.

Der Ritter springt, umlacht vom schwachen Hohne
Der Tändelsänger, auf dem Thron.
„Mutter, setz' mir auf's Haupt die Eisenkrone,
Mir, Deinem Sohne!“

65. Sehnsucht.

O wär ich eine Nachtigall,
Zu Gottes Ruhm zu singen,
Ich flög zum fernsten Stern im All
Mit ausgebreiteten Schwingen.
Wo keines Wesens Auge wacht

Erklänge meines Liedes Ton
Hinauf zu Gottes Sternenthron
Hell aus der tiefsten Mitternacht!



Intermezzo:

Das Königspilgerlied.

Ich bin ein König ohne eine Krone,
Mein Reich ist eine wunderbare Welt,
Von keinem rauhen Alltagslärm durchgellt . . .
Dort sass mit mir der Frieden auf dem Trone.
Vertrieben hat die Zeit aus meinem Lande
Mich bettelarm in dieses Reich verbannt,
Hier bin ich einsam, fremd und unbekannt
Und lebe als ein Schatten meiner Schande.
Was soll ich hier—? Wer wird in mir erkennen,
Was ich gewesen war und was ich bin?
Hier rätselt keiner an verborgnem Sinn
Und keine Lippe wird mich König nennen . . .
So muss ich kläglich hier zu Grunde gehen,
Ganz ohne Hoffnung, je mein angestammtes,
Mein ohne mich zu ewiger Qual verdammtes,
Mein heissgeliebtes Vaterland zu sehen . . .

Ich staune ohne Freude, müd und matt,
Wie hier in diesen dumpfen, öden Mauern

Die Menschen ihren Lebenstag vertrauern,
Im Bauche dieser grenzenlosen Stadt.
Sie haben grosse Häuser, wo sie essen,
Und ihren Leib mit Leckereien füllen,
Und können doch den wilden Drang nicht stillen,
Den Drang, ihr ekles Dasein zu vergessen.

Dann stürmen sie des Nachts im grellen Scheine
Kaltstrahlender Lampen in der Grosstadt Mitte,
Hohnlachen ihrer taggeborenen Sitte,
Mit seelenlosen Weibern im Vereine.
Und morgens, wenn der Tag zur Arbeit ruft,
Dann schleichen sie mit schattenblassen Wangen
Voll Ekel über Lüste, die vergangen,
Gespenstisch durch die graue Morgenluft.

Das nennen sie das Glück in ihrem Leben,
Das Glück, das sie mit ihrem Blut bezahlen,
Sie trinken Lete aus zerfressnen Schalen,
Die sie mit Schaudern an die Lippen heben . . .
Am Tage hasten sie mit tausend Wagen
In ihr Geschäft mit nie gestillten Sinnen,
Aus jedem Augenblick Gold zu gewinnen,
Aus jedem Menschen blankes Geld zu schlagen

Sie haben mich verführt zu ihren Festen,
Dort sah ich sie in irrem Rausch sich brüsten
Mit Dirnen, rotgeschminkten und verküssten,
Vor ihren Freunden und vor ihren Gästen.

Sie führten mich auf ihren frechen Spuren
Und wollten mich der Liebe Reize lehren,
Den Sündengott im Fleische zu verehren,
Ich fühlte nur den Schmerz der Kreaturen. —
In ihren Städten ragen hohe Türme,
Auf Kirchen aufgebaut mit Glockenstühlen,
Tief unter ihnen treibt das bunte Wühlen,
Sie trotzten wetterfest der Macht der Stürme.
Einst fiel man dort vor einem Heiland nieder,
Den sie in blinder Wut ans Kreuz geschlagen,
Sie sahen ihn in bleicher Milde ragen
Und seiner Reinheit klangen ihre Lieder.
Heut ward zum Kinderspuk der schöne Glaube,
Das Wissen schalt ihn eine träge Lüge,
Die Menschen um das Recht der Erde träge,
Nun beten sie vor ihrem eignen Staube. —
Und vor der Menschheit knieen eitle Dichter
Und singen Psalmen ihr zu Lob und Ruhme,
Vereinsamt liegt ein Greis im Heiligtume
Und weint vor Heimweh in den Glanz der Lichter.

Die Frauen kleiden sich in seidne Kleider
Und spielen lächelnd ihres Nichts Tragödie,
Als eine leidlich witzige Komödie
Von einem anonymen Possenschneider.
Sie suchen sich die Tage zu verkürzen
Durch Essen, Trinken, Fahren und Spazieren,
Vergnügen sich an Zoten und an Tieren

Und lassen sich die Nacht mit Liebe würzen.
Sie kokettieren, flirten und betören
Und sehen Männer sklavisch sich zu Füßen,
Sie lassen sie all ihre Launen büssen — —
Bis sie sie schliesslich gnädig doch erhören.

Die Männer leben ganz in ihren Frauen,
Sie sind ihr Stolz im tollen Mummenschanze,
Sie führen sie zum Balle und zum Tanze,
Dass andre sich an ihrem Glück erbauen . . .
Sie prahlen dünkelfhaft vor ihresgleichen
Mit ihrem Geld und ihren Herzenssachen,
Verachten alle Armen, alle Schwachen
Und nennen sich mit innrem Stolz die Reichen.
Bis sie das Schicksal trifft mit jähem Hammer
Und ihre Babelbauten stürzt und fällt . . .
Dann schleichen sie sich fluchend aus der Welt,
Im Herzen noch den letzten Katzenjammer.

Du sahst mich an mit Deinen grossen Augen,
Wie einen längstgekannten, treuen Freund,
Mit dem der Zufall wieder Dich vereint . . .
Als wolltest Du die Seele aus mir saugen.
Du liebtest mich mit einer zarten Liebe,
Fremd allem Rohen, allen frechen Scherzen,
Du sprachst zu mir mit Deinem ganzen Herzen,
Dass es mit Zaubermacht Dich zu mir triebe . . .
Ich liess Dich meiner Seele Tiefen ahnen,

Doch konntest Du den König nicht verstehn . . .
Du wolltest liebend nur den Menschen sehn — —
Da schieden sich die halbverschlungenen Bahnen.
Ich weiss, Du fremdes Weib, Du liebtest mich,
Mit aller heissen Glut von Deinem Stamme,
Doch einsam lohte meine Königsflamme — —
Ich denke ohne Bitterkeit an Dich.

Ich sang das Lied von meinem Königreiche,
In dem das Licht nicht in der Nacht versinkt,
Wo stilles Glück aus dunklen Blumen winkt,
Mit denen leise spielt der Wind, der weiche . . .
Ihr lachtet höhnisch über meine Lieder,
Und rief den Clown, der euren Gaumen kitzelt,
Mit frechen Zoten Gott und Welt bewitzelt,
Und alles Grosse zieht zum Staube nieder . . .
Da nahm ich seine bunte Narrenkappe,
Und seine Schellen näht ich ans Gewand,
So kam ich zu Euch, fremd und unerkant.
Die Hanswurstmütze ward zur Tarrenkappe. . .
Doch meine Witze waren henkerrot . . .
Ich lachte Euch das Lachen aus den Zügen,
Ich pries Euch feil und lüstern, voller Lügen
Und schleifte Eure Gottheit in den Kot. —
Und ihr sasst blass und schobt die vollen Teller,
Mit Ekel fort und hörtest meine Witze,
Und rücktet unruhvoll auf Eurem Sitze,
Und meine Lieder klangen immer greller . . .

Ich sang nicht mehr von Liebesseligkeit,
Von Reinheit, Treue und von Königreichen,
Ich sang mit Schwertesschlag und Rutenstreichen:
Wie ich Euch hasse, Euch und diese Zeit!!!

Seit jener Stunde grauten meine Haare,
Schwand aus den Augen mir das stille Feuer,
Seit jenem Tag ward ich zum Ungeheuer,
Verlachend allen Glauben an „das Wahre“!
Jetzt erst ein Bettler, ärmer noch als Ihr
So arm an Glauben, dass ich mir misstrauere,
Wenn ich im Traume mich als König schaue,
Ja ärmer, als das allerärmste Tier.

Ha, pocht nur nicht zu sehr auf Eure Stärke!
Noch starb nicht alles hier in dieser Brust,
Noch bin ich meines alten Traums bewusst
Und strebe rastlos schaffend an dem Werke.
Den Kampf mit Dir, Du seelenlose Stadt,
Ich kämpfe ihn, so lang dies Herz noch schlägt,
Wer weiss, wen früher man zu Grabe trägt,
Wer von uns beiden wird als erster matt.

Bin ich auch tot, wisst, meine Lieder geben
Statt meiner dieser Zeit den Todesstoss,
Bläht Ihr Euch noch so sehr und tut Euch gross,
Sie werden Euch als Sieger überleben!

Dir, dunkles Schicksal, das mich auserkor,
Verbannt und einsam hier mich zu verbluten,

Mit allen Tönen, allen Herzensgluten
Der Welt zu sagen, was sie ganz verlor . . .
Dir gilt aus dunkler Qual mein letztes Flehen:
Lass meinen Feinden meine Leiche nicht,
Führ, grosser Geist, mich sterbend heim ins Licht
Und lass mein Königreich mich wiedersehen!



II.

1906.

1. Das Suchen Jakobs.

Was rufst und fluchst Du
Meinen Namen,
Mensch,
Du staubgeborner
Erdensohn!
Nach Kronen greifst Du,
Zum Himmel stürmst Du,
Wonach verlangst Du!?
Hab ich Dir nicht die g a n z e Erde,
Die ganze Erde Dir nicht gegeben,
Dass Du auf ihr in Deinem Schweisse
Dein Reich Dir gründest
Dass sie Dir diene
Und sie Dich nähre —
Liess ich nicht darum die Sonne scheinen,

Sandt ich Dir nicht meine Winde
Und meinen Regen,
Dass sie Dich kühlten und tränkten.
Gab ich Dir nicht nach Deinem Willen
Eine Gefährtin, mit Dir zu teilen
All Deine Freuden und all Deine Schmerzen,
Die Dich tröste und Dich liebe,
Und noch immer nach mehr verlangst Du,
Unzufriedener?
„Wohl besitz ich Deine Erde,
Die mich nährt und tränkt und müd macht,
Wohl besitz ich die Gefährtin,
Die mich liebt und mit mir leidet.
Aber all das ist mir nichts
Gegen das, was ich nicht kenne,
Siehe: Ich suche D I C H !
Magst Du Deine Blitze schleudern,
Deinen Hagel,
Dass der Menschen schwache Söhne sterben . . .
I c h , d e r M e n s c h , ich bin unsterblich!!!
Stets von neuem kehr ich wieder,
Stürme Deine Himmelsveste,
Reisse an dem schwarzen Schleier,
Der Dich birgt vor meinem Antlitz.
Wollst Du Sklaven Dir erzeugen,
Blind zu leiden, blind zu hoffen?
Doch ich ward nach Deinem Bild!
All mein Sehnen, all mein Streben

Ist: DIR Gleich-sein!
Dennoch fühl ich meine Schranke,
Die mich drückt,
Wie den Stier sein schweres Joch drückt,
Deine grauen Schwermutwölfe,
Die, selbst friedlos,
Meine Seele friedlos machen,
Nagen mir an Herz und Hirn.
Unsichtbarer,
Werde sichtbar,
Dass ich weiss, ob Du ein Gott bist,
Den ich ewig um mich fühle,
Nie noch sah mit meinen Augen.
Ich lasse Dich nicht!!
Ich will mit Dir ringen
Bei Tag und bei Nacht,
Brust gegen Brust
Und Atem in Atem,
Dass ich Dich endlich erkenne . . .
Ich muss Dir fluchen und möchte Dich preisen,
Ich muss Dich hassen und möchte Dich lieben,
All, all mein Fluchen ist ja nur beten, —
Ich lasse Dich — nicht!!
Ich stürme ewig und ewig wieder
Nach Deinem Himmel,
Mit Dir zu kämpfen
Um Deine Liebe!!



2. Crucifixus.

Der Mondschein fällt ins Zimmer,
Sein bleiches Licht wirft einen dunklen Schatten
Schräg an die Wand.
Das Kreuz von meinem Fenster.
Das Kreuz!
Rings nichts als Leuchten
Und mitten in der Flut
Des fahlen Scheins das ungeheure Kreuz!
Mich schaudert.
So wirts durch alle Ewigkeiten thronen,
Hoch über aller Lust der Welt
Und seine Stacheln werden immerdar
Sich spitz in qualzerrissene Leiber bohren,
Auf dass des Bluts kein Ende werde!
Du altes Kreuz,
In Deinem Schatten hing schon mancher Held
Und sah von Deinem Richtholz sterbend nieder
Auf diese Erde.
Ob er dort oben noch an sich geglaubt,
Oder ob nicht ihm doch ein Dämmern kam,
Dass solch ein Wild wie er des Jägers wert?
In jenem bleichen Nazarener
Sind alle nach ihm mitgekreuzigt worden
Zum Zeichen, dass die Menschheit nicht erlöst
Aus ihrem eignen Banne werden will.
Lasst ihr die Lust

Die ihr den Blinden doch nicht rauben könnt,
Lasst ihr die Liebe
Zum eignen Fleisch,
Weil Fleisch den Augen näher ist als Schemen.
Ihr Dulder all,
Die ihr an diesem Holz verröchelt seid,
Saht ihr denn nicht, dass Euer Tod umsonst ist?
Du altes morsches Kreuz,
Mit Rosen statt mit Blut möcht ich Dich kränzen
Und dann gefällt hin auf die Erde legen,
Als Grabmal auf das letzte Deiner Opfer.
Ich möcht es wohl,
Jedoch der Wahn ist stärker als der Mensch,
Ein Phönix, steigt er ewig neu
Aus seiner Asche Glut
Um wiederum ans Kreuz gehängt zu werden.
Ihr Bleichen,
Die ihr an diesem dunklen Stamme hingt,
Als edle Frucht,
Ich lieb Euch nicht um Eures Wahnes willen,
Ich lieb Euch nicht um der „Erlösung“ willen,
Ich liebe Euch um Eurer Schmerzen willen!



3. Entgöttert.

Nun steht er da —
Entgöttert, selbst ein Gott:
Der Sucher Mensch!

Den ganzen Göttertraum
Mit einem letzten Zug hinabgetrunken . . .
— — Leer nun der Becher
— — Und schaal die Neige!
So einsam zwischen Erd und Himmel
Hebt sich sein Bild.
Die Fernen leer . . . —
Verwaist für immer —
Der Aether wirft ihm schauerlich gehorsam
Den eignen Schatten dräuend hin . . .
Nun selber — Gott?!
Ihn friert
In seiner gottähnlichen — — Verlassenheit.



4. An mein Kind.

Du strahlend helles Kind
Mit goldnem Haar,
Das ich mir einst in tiefer Nacht erträumte.
Als Krone meines Lebens,
Nun wirst Du nie in meinen Armen ruhn,
Die kleinen Hände nie zu mir erheben,
Zu Deinem Vater!
Ich lasse Dich in tiefem Schoosse schlafen,
Bis einst der Held, dem Du bestimmt, Dich weckt!
Ein böses Wissen lähmte meine Kraft,
Ich sah zuviel,

Was meinen Traum mit plumper Faust bedroht.
Auch fand ich mich
Nicht Deiner reif, Du heissersehntes Kind!
Alt war der Stamm, an dem ich zitternd hing,
Als letzte Taumel-Blüte hing,
Ich war nicht stark genug,
Den Müttern trotzend Dich heraufzurufen
Aus Deiner Vorseinsnacht,
Von Deinen ungeborenen Brüdern.
Schlaft traumlos Euren steinern schweren Schlaf,
Ich stör Euch nicht!
Mein Kern ward Frucht
Und reif
Und hat nur noch der Reife Wunsch:
Zu fallen!



5. Künstlerrache.

Er ging, die Liebe in der Welt zu suchen
Und fand den Hass.
Die Männer nannten ihn den tollen Geisterseher,
Die Frauen schauderten vor diesen Augen,
Die alle Tiefen massen, als ob
Sie ihre Seelen aus den Leibern zögen
Doch nicht zur Lust.
Er war gezeichnet,

Von Gott gezeichnet mit dem Brandmal.
Da hub er seine beiden Riesenfäuste
Und grub sie tief hinein ins Unbekannte
Und schuf — — —
Schuf eine Welt voll heilig stiller Trauer
Und dunkler Haine, drin das Schweigen wacht.
Doch auf die Höhen stellte er die Tempel,
Dass alle Menschen droben feierten
Und dankten,
Dass sie so reich und glücklich, auch durch ihn,
Indess er hungerte nach einer Seele.



6. Leidenschaft.

Es friert mein Herz,
Es frieren meine Hände.
So winterkalt.
Woran nun wärm' ich mich?
Am morschen Holze der Erinnerung
Entzünd ich meine ausgeglimmte Glut.
Ha, wie das prasselt.
Hoch knisterts auf
Und da — mit einem Schlag
Ist sie erblüht
Victoria regia:
Die rote Feuerblume Leidenschaft.
Hei, wie sie knisternd aufbricht

Und ihren dunkelroten Kelch
Mit blauen Adern gierig öffnet!
Hoch lecken ihre gelben Zungen,
Schon fassen sie die ersten, zagen Triebe
Der Frühlingssehnsucht.
O, immer höher, höher wachse auf,
Du Blume, die mir lang verblüht!
Verbrenne
Die graue Welt mit Deinen Nessusflammen,
Damit ich mich
An ihrer heissen Asche wärmen kann!!



7. Den Namenlosen.

Nicht jenen, die bekränzt vom Ruhm
Das Leben von Jahrtausend zu Jahrtausend
Unsterblich, dennoch alternd oft wie wir
Ueber die Gräber der Geschlechter trägt,
Die jede Zunge preist, gelte dies Lied.
Sie sind ja reich genug in sich
Gleich Sonnen,
Die unermessenes Leben rings erwecken
Mit ihrer Glut. —
Nein, jene soll des Liedes Ton verklären,
Die namenlosen Menschenheere,
Die gleich den Schatten an der Höhle,

Am Auge der Unendlichkeit vorbeifliehn,
Ich liebe Euch,
Ihr Staubatome, nur für kurze Zeit
Emporgewirbelt, um als Mensch zu leiden.
Ihr wacht, begreift nicht, dass ihr seid,
Noch weniger, warum,
Kaum hat die Sonne Euer Blick gegrüsst,
Steht schon die Not mit ihrer blut'gen Geissel
Dicht hinter Euch und peitscht.
Da fühlt Ihr Armen,
Dass Euch zum Denken hier nicht Zeit verbleibt,
Noch Raum zum Ruhn.
Und kaum habt Ihr der Arme Kraft geprüft,
Greift schon die Hand zu Spaten, Hacke, Sense
Und wühlt und schafft.
Und wenn der Schweiss Euch von der Stirne rennt.
Die Not, die wilde Treiberin, hebt die Geissel
Und Ihr gehorcht.
So schafft Ihr, bis das kühle Sternenlicht
Den müden Gliedern kurze Ruhe winkt,
Dann hängt
Ein müdegetztes Weib sich an Euch fest
Und fordert Zoll im Namen seiner Liebe.
Und eh' die Sonne noch die Reichen weckt,
Reisst Ihr Euch los von Schlummer, Ruh und Kind,
Denn vor dem Fenster ruft die Not und winkt
Mit ihrer Peitsche.
Ich liebe Euch!

Ihr, die Ihr ewig wie die Blumen seid,
Ziellos wie sie und ärmer noch wie sie . . .
Die nie ein Glaube Leben lieben lehrt
Nur schaffen, schaffen, bis die Kraft versagt.
Ich liebe Euch,
Die nie ein anderer Kranz als jener deckt,
Den Euch der Würger Tod mit hohlem Grinsen
Nachwirft auf Euer Grab: Vergessenheit!
Doch Euch auch gilt mein Lied,
In deren Seele Sternenträume brannten
Und Lieder keimten, nie zum Licht erwacht!
Euch Namenlose, Euch Vergessene,
Die heiss um aller Rätsel Lösung rangen,
Um Gott und Ruhm und ewige Kränze
Und die früh
Der Wahnsinn in die kühlen Arme schloss,
Der Phantasieen bunten Sternenschleier
Um ihres Geistes wildes Fieber schlagend,
Die mit zerschossener Stirn
Ein grauer Alltagsmorgen sterbend grüsste,
Weil sie den Weg zum Ziel nicht fanden. —
— — Ich lieb Euch alle,
Ihr stillen stummen Heere toter Menschen,
In denen allen auch ein Funke glomm
Vom Gottesfeuer,
In denen auch ein Herz nach Liebe schrie
Und stumm verbluten musste gleich dem Reh.
Dies Lied will nichts, als sagen, dass an Leid

Oft klein ist, was die Welt als gross bestaunt,
Und dass der Ruhm, des Glückes Laune nur,
Die einen schmückt, dass tausend untergehen.



8. Erlösung.

Landflüchtig einst, ein Wesen ohne Heimat
Warf ich der Lerche gleich
Mich jugendbrünstig auf zu Himmelshöh'n,
Vertrauend, glaubensstark,
Sucht ich dort droben einer Mutter Schooss
Und eines Vaters liebevolles Herz.
Doch schwindelnd sank ich nieder,
Denn nirgends grüsste mich verwandtes Leben
Aus der Unendlichkeit der leeren Räume.
Müd gleich der Schlange, kroch ich nun im Staub,
Ernüchtert, ohne Glauben, schwer von Zweifeln . . .
Der Erde Grün verlockte meinen Sinn,
Des Kornes gelbes Gold, der Blumen Pracht;
Jedoch ich dachte meines Sturzes einst
Und keine Liebe stahl sich in mein Herz.
So war ich weder hier noch da,
Ein Ikarus, ein König ohne Land,
Umrauscht vom Meer, umschlossen von dem Himmel.
Doch heimatlos, ein ausgestossener Fremdling.
Wer sagt, woher der heilige Friede sank
In dies zerrissene Herz?
Es kam ein Tag wie tausend andere,

Die Frühlingssonne glänzte heiss vom Himmel,
 Rings sprossen erste Keime aus den Zweigen,
 Da überkam mein Sehnen tiefes Glück,
 Ich jauchzte nicht zum Himmel, nicht zur Erde,
 Ich wühlte nicht mich in den Mutterschooss,
 Noch stürzt ich weinend an des Vaters Brust . . .
 Still lächelnd fühlt ich selig, dass ich war.
 In meinem Herzen schwoll der Drang der Keime,
 In meiner Seele leuchtete die Sonne,
 Und mein Gehirn umschloss die ganze Welt,
 Ich war nicht dort noch da. Ich war in mir,
 So tief umfriedet wie im Feld das Nest
 Der Lerche — Alles war in mir.
 Der Frühling, der den warmen Sommer säugt,
 Der erste Blitz, der gute Frucht verheisst,
 Die Ernte, die die Winterflocken ruft . . .
 Da lag der Schmerz in Ketten, gleich dem Löwen
 Im Käfig, über ihn erhob
 Sich lächelnd-leuchtend das Bewusstsein: Du bist Du!
 Und was Du bist, das kann Dir niemand rauben!
 So sank ich in ein tiefes In-mir-sein,
 Gelassen trank mein Geist die ewige Fülle,
 Und Tod und Leben schrumpften ein zum Bild — —
 Nur war ich überall in allem Leben,
 Das vor mir lag, das nach mir kommen wird —
 Nun konnt ich nie mehr nicht sein!
 So fand ich Heimat im Unendlichen.



9. Den Untermenschen.

Ihr habt den heiligen Geist an's Kreuz geschlagen,
Verschachert habt ihr ihn um Judaslohn.
Bleich seh ich hoch ihn in den Himmel ragen,
Das Haupt geschmückt mit blutiger Dornenkron';
Wie konntet Ihr so Ungeheures wagen!
Aus Eurem Tiergesicht grinst satter Hohn;
Ist denn kein Gott, der diesen Frevel endet?
Kann er's ertragen, dass Ihr so ihn schändet?

Verkauft, verraten nun mit eklem Schacher
So blutet er vereinsamt aus sein Herz.
Ihr aber geht und werdet feile Pracher
Und Eure Geldgier treibt mit ihm noch Scherz:
Verräter Ihr, des Höchsten Widersacher,
Was kümmert Euch sein heilig grosser Schmerz.
Man kriegt's bezahlt . . . man hungert . . . man
will leben,
Kann denn der Geist uns Brot und Renten geben?

Gewiss, die Welt ist feil und schlimm geworden,
Die Wölfe heulen hungernd heut nach Geld;
Soll mich mein Nebenmann erwürgen, morden,
Weil er, nicht ich, das Schwert in Händen hält?
Einst gab es wohl des reineren Strebens Orden,
Heut hat die Not den „Bösen“ uns gesellt;
Was nutzt uns Geist, der nicht in Gold sich wandelt,
Käuflich ist alles . . . sei auch er verhandelt!

Der Träumer, der noch klebt an Idealen,
Er träume fort, bis ihn der Hunger weckt.
Schon manchen Edeln haben seine Qualen
Der Welt und ihren Launen zugeschreckt;
Was nutzt der Traum, kannst Du mit ihm bezahlen
Das Kleid, das dürftig Deine Armut deckt?
Uns ward der Geist, dass wir uns von ihm nähren,
Soll er uns unfruchtbar umsonst verzehren?

Ich höre Eurer Stimmen gleissend Klagen,
Bemänteln könnt Ihr fein den Drang nach Lust;
Mich rührt nicht Euer heuchelndes Verzagen,
Verräter, mit dem Stachel in der Brust;
Berufen seid Ihr, um der Welt zu sagen,
Was sie nicht liebt: Habt Ihr das nie gewusst?
Ach was, Moral, damit hat's gute Weile,
Wir — kriegen 50 Pfennig für die Zeile!

So geht und schreibt und lasst Euch nur bestaunen,
Für all den Eintagsplunder, den Ihr schafft;
Ihr liebt die Welt . . . drum schmeichelt ihren Launen,
Der Narren Narrheit wird ja stets begafft.
Mich aber lasst es in das Ohr Euch raunen,
Dass morgen Euer Nichts dahingerafft;
Gemeines hebt die Welt und lässt es fallen,
So ging es je, so geh es auch Euch allen!!

Einst schleudern sie ins Feuer Euren Plunder,
Schon sehnen gierig sich nach ihm die Flammen,

Sie brennen Euren faden Wust zu Zunder
Und schlagen über Eurem Grab zusammen;
Und neu ersteht, trotz Euch — o heiliges Wunder,
Der Geist, aus dem die Ewig-Grossen stammen,
Er richtet Euch und steigt vom Kreuz hernieder
Und gibt u n s alles, was u n s reicht macht, wieder!!



10. Der gefesselte Prometheus.

Da liege ich
Angeschmiedet mit eisernen Klammern
An die erbärmliche Erde,
Nur mein Haupt
Hat so viel Freiheit,
Dass ich es mühsam aufrichten kann,
Zu spähen nach Qualen, die nun mir drohen!
Fluch Dir Schicksal!
Du bleicher Mörder,
Der mich aus Dunklem anfiel.
Nun bohrt das Entsetzen
Mir langsam den Nagel des nagenden Schmerzes
In mein brennendes Hirn!
O Ihr Götter!
Lächelnd schaun Eure satten Gesichter
Kalt auf meine Pein.
Liebt ich die Sonne zu sehr?
Hob ich zu hoch in den Aether mein Haupt?

Dass mich das tückische Schicksal
Hinterrücks heimlich zu Boden warf!?
Wehe, wehe Dir, Schicksal!
Wenn ich einst frei bin!!
Dann erlös ich von Deinem grausigen Zwange die
Welt.
Tückisch-verruht umgaukelst Du schmerzende
Sinne
Mit der Hoffnung bunten, trügerischen Bildern,
Die im Dunkel versinken . . .
Wenn ich einst frei bin! — !
Schleifen will ich an Deinem Haare Dich dann,
Du graues Totengespenst,
Das mit dürrer Faust
Langsam, langsam die Kehle mir zuwürgt!



11. Sirenensang.

Horch! Die Sirenen singen!
Schauerlich tönt ihr Gesang
Ueber das schlafende Meer
Lang schon kenne ich Dich
Uraltes Lied,
Du unaussingbares!
Ewig glänzen die goldenen Angeln der Liebe,
Ewig tönt der brünstige Schrei der Sehnsucht
Ueber die Wasser

Kinder lockt er herauf und Männer hinab
 Denn auf dem Riff, dran alles Lebende scheitert
 Singen die schlimmen Sägerinnen.
 Und das Kind,
 Das sie zur Winterzeit heimlich gebären,
 Stossen sie aus aufs Meer,
 Dass es ewig den hallenden Nachklang im Ohr trägt,
 Bis es den Müttern einst zum Mann erwachsen
 Opfer werde des männer-lockenden Trugs
 Horch! Den uralten Sang!
 Wie Abendschaurig —
 Wie unentrinnbar —
 Gleich flüssigem Blei tropft er über die Wasser
 In meine einsame Höhle,
 In mein erlösungsuchendes,
 Weltverlassenes Sonnenherz — — —
 Hörst Du das lockende Lied — ? — ?
 Horch! — Die Sirenen —! — — —



12. Aon.

Motto: Loge, Loge, herauf!

Du warst und Du wirst sein!
 Du bist das ewige Feuer,
 Das in den fernsten Sonnen
 Lebende Gluten gebar,
 Das aus eisiger Raumnacht
 Stürmende Welten rief

Und atmende — Träume!
Du warst und Du wirst sein.
Du bist der urewige Drang,
Des Werdens quellender Brunnen,
Des Zeugens jubelnder Schmerz!
Du liegst im starrenden Grund
Jeder keimenden Welt,
Aufzulodern bereit.
Du schleuderst Berge ins Meer
Und Gründe zu Bergen,
Sterne durch ewige Nacht
Und Erden in Sonnen!
Aber im Menschen auch
Schläft Deines Brandes Keim.
Wenn vom zwingenden Joch,
Wenn vom folternden Zwang
Sich ein Volk befreit —
Du bist's, das sie befreit,
Das aus dem Auge zum Auge spricht
Stärker als Worte und Schrei!
Und Deine Flamme
Wandert in trunkenen Händen
Durch der Jahrhunderte Lauf.
In des Forschers Hand
Der bei bescheidener Lampe
Mit vortastendem Griff
Eine Zeit aus den Angeln hebt
Zuckt ein Funke von Dir!

Du warst und Du wirst sein. —
Ewig warst Du und ewig bist Du
Das unsterbliche, unersättliche Feuer!
Das einst den Schamanenhimmel stürmte, —
Wie noch jeden Himmel,
Das gefressen alle vergänglichen Götter
Und tönernen Worte!
Allem Gewordenen feind,
Das Dich ersticken will!!
Wenn der letzte Traum
Unsrer Gehirne geträumt,
Mit dem letzten Tier
Auch der Mensch von der Welt
Seiner Leiden Heimstatt
Wieder hinaustritt ins Nichts —
Wenn die Erde verlöscht
Bleich, eine Totenampel,
In den Weltenraum strahlt
Und der Sonne Glut
Dunkler und dunkler wird — — —
Warst und wirst Du sein —
Du, alles Lebens Anfang und Ende,
Mehr als das Leben,
Du, unsterbliches Feuer!



Von Paul Friedrich erschien:

In 2. Auflage bei Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.
1906. **Christus**. Epische Dichtung. 23. S. broch.
60 Pf.

Urteile:

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ (K. Bienenstein, 1899): Da ist ein grosser, idealer Zug, ein reicher, reiner Geist, ein tiefes Empfinden, da ist Können und Originalität. Die eigenartige Deutung der Versuchung Christi durch den Satan, lässt einen Denker erkennen, der den ideellen Faden in den historischen Ereignissen aufzufinden weiss. Wir dürfen von Paul Friedrich gewiss noch Gutes und Schönes erhoffen.

Bei G. Grote, Berlin 1901. **Im Lebenssturm**. Gedichte. 172 S. brosch. 2 Mk., eleg. gebd. 3 Mk.

Urteile:

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ (Dr. G. Zieler): Was dieser lyrischen Sammlung ihren eigenen Reiz gibt, ist das Gefühl, dass keine Zeile darin steht, die man nicht als ganz persönliches inneres Erlebnis des Verfassers empfindet. Ein ehrlicher Ringer legt hier die Dokumente seines Ringens aus dem Pessimismus zu kraftvoll-freudiger Weltbejahung vor. Dass seine Leidenschaft dabei bisweilen unbekümmert um die Form der Gedanken, mit ihm durchgeht, ist ein Fehler seiner Jugend. — ein Fehler also, von dem man überzeugt sein darf, dass er mit jedem Tage geringer wird und der auch in der Tat nur zu Beginn der chronologisch geordneten Sammlung bemerkbar wird. In der Zeit der gekünsteltesten Empfindung und der schwächlichen Nerven-

koketterie berühren die kraftvoll-männlichen Töne Paul Friedrichs doppelt sympathisch Paul Friedrich gehört zu den Lyrikern, auf deren weitere Entwicklung man mit freudiger Erwartung gespannt ist. Die Ausstattung des kleinen Bandes ist sehr geschmackvoll.

Im Verlag von Otto Janke, Berlin. 1902. Napoleon.
Heroische Trilogie (Fontainebleau, Elba, St. Helena).
143 S. broch. 1.50 Mk.

Urteile:

Beilage zum „Hamburger Korrespondenten“: Es ist Zeit, dass unser Drama aus der sentimentalen Betrachtung des Mittelmasses sich wieder zur Vorstellung des grossen gewaltigen Schicksals zurückfindet. So begrüßen wir historisch-heroische Dramen mit besonderer Hoffnung. Auch diese neue Napoleon-Trilogie besitzt eine gewisse elektrische Spannkraft. Jedenfalls geht durch das Werk ein heroischer Zug von einer häufig fortreissenden Kraft.

Im Verlage von I. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel in Strassburg i. E. 1904: Der Kampf um den neuen Menschen. Ein Bekenntnisbuch in 18 Kapiteln. 314 S., 4 Mk.

Urteile:

„Münchener Allgemeine Zeitung“ (Prof. Rudolf Eucken): Es ist kein Partei-, kein Schablonenmensch, der in diesen Schilderungen zum Leser spricht, es ist kein Fertiger, sondern ein Suchender, den ein offener Sinn für das Gesunde und Wesenhafte und ein eifriger Zorn gegen alles Niedrige und Scheinhafte erfüllt. So sei das Buch mit seiner mannhaften Gesinnung der Aufmerksamkeit weiterer Kreise warm empfohlen.

Von Paul Friedrich erscheinen demnächst:

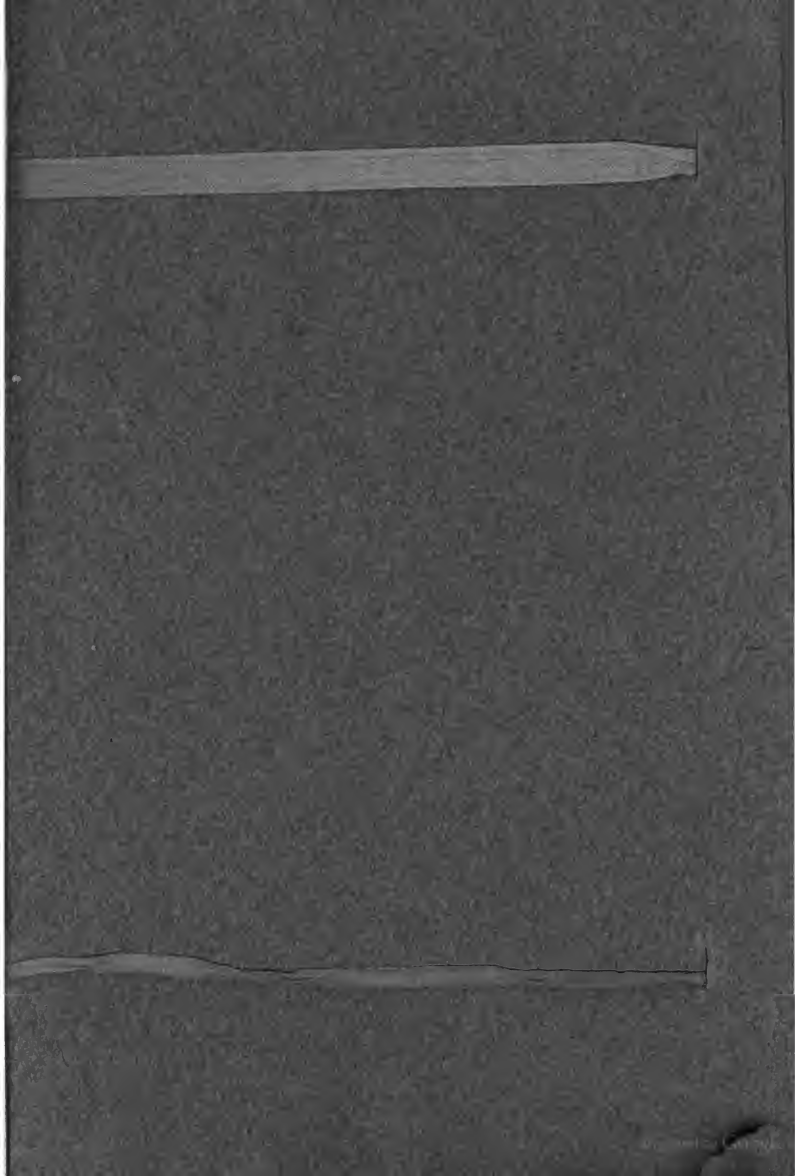
Bei Gose & Tetzlaff, Berlin: **Carl Michael Bellman**,
der Troubadour des Nordens. Mit Musikbeil. 50 Pf.,
eleg. gebd. 75 Pf.

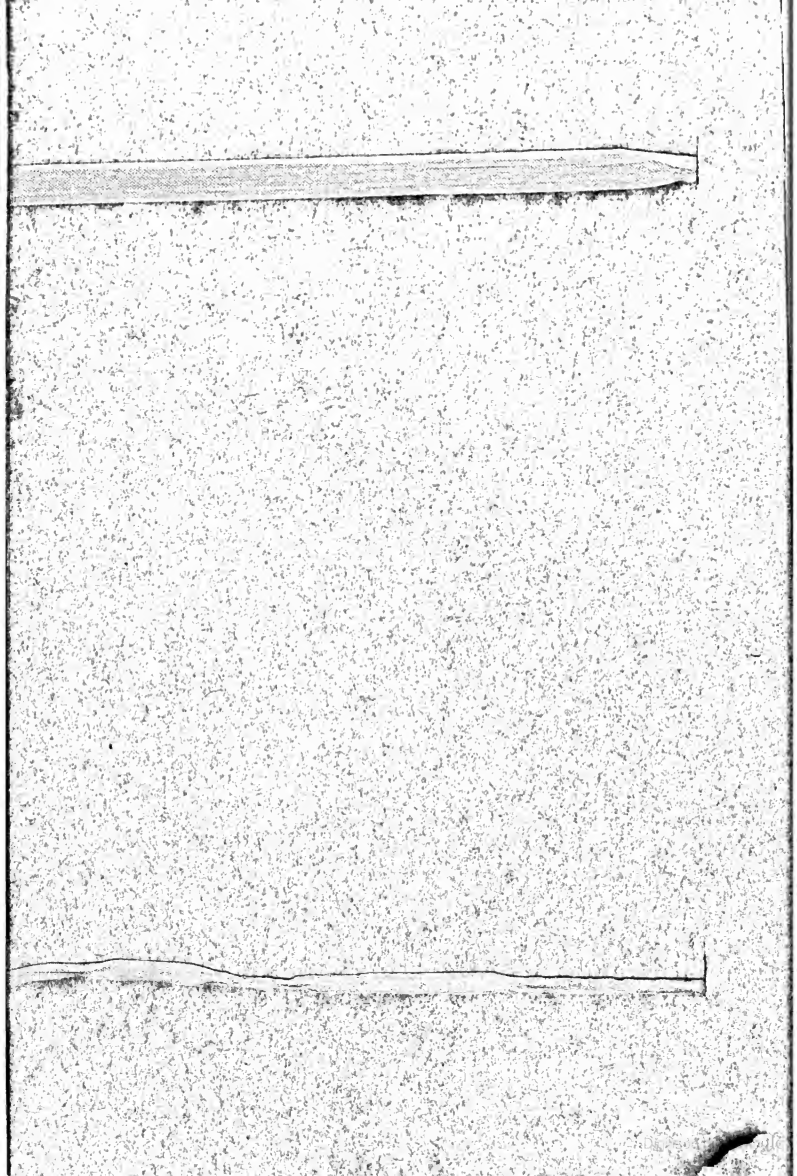
Als „22. Beitrag zur Literaturgeschichte“ im Verlag für
Kunst, Literatur und Musik in Leipzig: **Friedrich
Nietzsche als Lyriker**. Ein Essay. 60 Pf.

Im Verlag „Das schöne Buch“ in Jena (Anfang 1907):
Das lockende Grauen. Novellen. In feinsten Aus-
stattung auf echt Bütten. 2 Mk.

Bei Gose & Tetzlaff (1907): **Fichte und Stirner** oder
das Problem des Individualismus.

Bei A. Weichert, Berlin (1907): **Grabbe**. Sein Wesen
und sein Werk. Ein liter.-psychol. Versuch.





Princeton University Library



32101 066406479

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Princeton University Libraries



32101 066406479

Princeton University Library



32101 066406479

